

517

Bibliothek  
Techn. Hochschule Dresden

# Schleifische Monatshefte



15. JAHRGANG  
NOVEMBER 1938  
FOLGE 11

INHALT:

ARNOLD ULITZ

BEGEGNUNG

DR. ERNST BIRKE

DAS GRÖßERE SCHLESISIEN

HANS CHRISTOPH KAERGEL

GOTTSTEIN UND SEIN HIMMELREICH

HEINZ RUDOLF FRITSCHKE

DAS MUSIKANTENVOLK EUROPAS

KARL-HEINZ KREUSEL

„KRAFT DURCH FREUDE“ IN DER WELT

PROF. DR. J. KITAYAMA

FREIZEIT UND ERHOLUNG IN JAPAN

BRUNO WILDENHOF

DER BRÜCKENSCHMIED

GRÖGER-BIELENDORF

DIE RUTE LUPPE

GEDICHTE

BERICHTE

# Schlesische Monatshefte

---



# B E G E G N U N G

Der Bildhauer Robert Bednorz hat den Kopf des Führers geschaffen. Ich glaube, es wäre ein erträglicher Verlust für die deutsche Kunst, wenn viele Führerbüsten und -bilder niemals entstanden wären, aber ich wage zu behaupten, daß ohne dies neueste Werk des schlesischen Bildhauers die deutsche Plastik um ein Meisterwerk ärmer wäre.

Bednorz hat den Kopf jenes Menschen geformt, den wie keinen zweiten auf der ganzen Erde Hunderte von Millionen kennen oder zu kennen glauben. Chinesen, Amerikaner, Grönländer, Australier, alle sahen schon in einer Zeitung, einem Kinopalast oder einer Kinobude das Gesicht dieses unheimlich gewaltigen Erregers von Liebe, Bewunderung, Furcht und Haß, dieses deutschen Menschen, der alle Nationen der Erde nötigt, ja oder nein zu sagen. Hunderte von Millionen sind also in der Lage, Kontrolle zu üben, wenn es sich um ein neues Bildnis Adolf Hitlers handelt, und alle, alle diese Millionen würden vor dem neuen Werk des Robert Bednorz sofort ausfragen: Hitler. Die im großen Publikum so hoch- und höchstgeschätzte »Ähnlichkeit« ist in überwältigendem Grade erreicht, und hier nun geschieht das Wunderbare:

Alle haben ihn gesehen, Hunderte von Millionen, alle würden ihn sofort »erkennen«, aber alle würden auch sofort erkennen, nur der Künstler hat ihn so gesehen! Alle glauben, ganz sicher zu wissen, daß der Führer so aussieht, wie er in den Zeitungen abgebildet ist, und wie er durch die Wochenschauen wandelt, und nun steht man vor der Schöpfung des Künstlers, nun wird man den eigenen Augen untreu und schämt sich ihrer Unzulänglichkeit, nun verneigt man sich vor der rätselhaften Gabe des künstlerischen Sehens, gibt sich erschüttert dem Werke hin und fühlt nicht länger: So sieht der Führer aus! Sondern man weiß in jäher Erleuchtung: So muß er aussehen!

Ich saß eines Abends mit einigen Männern und Frauen zusammen und sagte: »Bednorz hat einen unerhörten Hitlerkopf gemacht!« »Wie denn? Hat ihm der Führer gefessen?« »Nein, natürlich nicht! Er kennt ihn von Bildern, vom Kino und aus der Erinnerung weniger Anblicke wie wir alle.« Eine wilde Debatte entstand, ob dergleichen Porträtkunst überhaupt möglich sei. Ich sagte: »Kommt sehen, so werdet ihr wissen!«

Noch in der gleichen Nacht war es uns möglich, im Atelier Einlaß zu erhalten. Wir standen gespannt. Wahrscheinlich alle, außer mir, waren kampfeslustig. Bednorz nahm behutsam die Lappen herunter, die den nassen Ton umhüllten, und dann, wahrlich:

Der Führer sah uns an, und er war groß, und wir waren gering.

Ich halte es für unmöglich, daß einer der Menschen, die dieser fast spukhaften, nächtlichen Begegnung mit Adolf Hitler bewohnten, diesen Augenblick wieder vergessen können, denn wir erlebten zum ersten Male sinnhaft das bis dahin nur vom Kopf Gedachte und Gewußte: Führerwürde, Führergröße, Führerschöpferischeit, Führereinfamkeit: die Führerseele.

In jener Nacht lagen die ungeheuren letzten Septembertage erst um wenige Wochen zurück. Wir ahnten beim Anblick des Kopfes auch die übermenschlich große Verantwortlichkeit, die hinter dieser Stirn weltchicksalhaft und weltchwer lastet; wir sahen einen unvergesslichen Mund, der wahrhaft Leben und Tod sprechen kann, und sahen erschüttert ins Angesicht eines Menschen, der nur ein Mensch ist wie wir und unter übermenschlicher Bürde doch ungebeugt schreitet. Keinen marktchreierischen Heroismus, keine zyklonische Muskelrhetorik, sondern hier erlebten wir die Sichtbarwerdung eines Menschengheimnisses und das Gewaltige ohne Krampf und Pathos: in Wahrheit, Stille und Frömmigkeit.

Wir alle kannten die gleichen Photos, die gleichen Wochenschaubilder. Ach, wir Armen! Der Sinn und Zweck des Künstlers war uns wieder einmal beglückend geoffenbart: Der Künstler sieht für uns alle!

Und gäbe es jemals ein Zeitalter, das da lästerlich wähnte, es könnte der Kunst entbehren, und sie sei nur gleichsam ein fortdenkbarer Wanderschmuck unserer Irdischkeit, wahrlich, dieses Zeitalter gliche einem gegen sich selber Rasenden, der sich des eigenen Augenlichtes beraubt.

ARNOLD ULITZ

# DAS GRÖßERE SCHLESIEN

V O N E R N S T B I R K E

Wer heute von Reichschlesien aus in das befreite Sudetenland einfährt, wird zwischen hüben und drüben nur mehr wenige Verschiedenheiten beobachten. Heimkehrende blumengeschmückte Truppen kommen ihm hier wie dort entgegen. Das Land atmet in den gleichen mächtigen Wellen hinauf zu den dunklen Waldbergen, die bis in unwirtliche Höhenlagen die Spuren zähen Bauernfleißes erkennen lassen. In die Täler schmiegen sich in langen Zeilen die sauberen Dörfer. Lustig flattern von allen Giebeln die Hakenkreuzfahnen, in den Baumkronen und Gärten glüht die Herbstsonne, im raschelnden Laub spielen die Kinder und umjubeln die Soldaten und — im befreiten Gebiet — überhaupt jeden „reichsdeutschen“ Gast. Diese unbeschreibliche, dem Altreich aus jedem sudetendeutschen Herzen entgegenströmende Freude wird dem Besucher in den Stahl- und Betonmauern, mit denen die Tschechen ihren Zwangsstaat gegen außen abzuriegeln trachteten, noch einmal vollauf begreiflich.

Diese Befestigungslinien sind das furchtbare Symbol der vergangenen zwanzig Jahre. Als ein geschlossenes System durchziehen sie an allen wichtigen Stellen kilometerweit das deutsche Land. Meterbreite Stacheldrahtgehege begleiten ein Gitter von eisenumkleideten Betonpfählen, zentnerschwere Stahligel hocken reihenweise dicht nebeneinander, vom Straßenrand ab noch in den Einzelheiten erkennbar, dann zu einem dunklen Band zusammenlaufend, das über den Hügel hinschwingt, sich um einen gewaltigen Betonbunker mit dunkel drohenden Auschüssen teilt, drüben im Talgrund wieder auftaucht, um neue Betonklöße herumgleitet, hügelauflaufend und hügelab, mitten durch die weite Landschaft, durch Wiesen und Felder, über alle Wege und Straßen hinweg, rücksichtslos durch die Dörfer und Bauerngärten hindurch. Die beiseitegeräumten Sperrstraßen zu schließen gedachte, in den Gräben liegen die umgefägten Bäume, schon wieder taucht mitten im Dorf

hart hinter einem Wohnhaus der graue Würfel eines Bunkers mit den leeren Augenhöhlen seiner Schußöffnungen auf. Der Blick gewöhnt sich an diese unnatürlichen Erscheinungen, er unterscheidet größere und kleinere Anlagen, hintereinander in zwei, drei, vier lockeren Linien, die, wie das düstere Band des Sperriegels, den ganzen weiten Talgrund durchlaufen, hügelauflaufend und hügelab, soweit das Auge zu folgen vermag.

Durch das unvermeidliche Auftauchen dieser wüsten Fremdkörper wird jeder, der auf einem der zahllosen Wege von Norden oder Süden her auf die ehemalige Reichsgrenze zusteuert, auf deren Nähe hingewiesen. Sie sind heute des Geheimnisses beraubt, das sie — wenigstens für die Deutschen — jahrelang umgab. Sie liegen nackt und grau in der Herbstsonne, vollkommen überflüssig offenbar, und der einfache Volksgenosse freut sich „für unsern Hermann“ lediglich des vielen Eisens. Und er faßt den Voratz, die Schranke, die dieser Stahl- und Betonzaun buchstäblich darstellt und die er für Hunderte von einengenden Gesetzen und Maßnahmen und für eine zwanzigjährige Gewalt Herrschaft versinnbildlicht, mit allen Kräften und in jeder Hinsicht zu überwinden.

Bei näherem Zusehen birgt dieser Voratz auch nach den wunderbaren Geschehnissen der letzten Wochen eine Fülle von Aufgaben in sich. Sie lassen sich in zwei Hauptrichtungen ordnen und sie wenden sich gegen zwei Gegner: gegen den chauvinistischen Tschechen und gegen uns selbst. Und zwar in uns Deutschen gegen die bedenkenlose Übertragung überholter geschichtlicher Vorstellungen, gegen gefährliche Vorurteile, gegen das Denken im engsten, künstlich voneinander abgetrennten Raum — Reichschlesien hier und Sudetenschlesien dort — den der Gewaltspruch von Versailles noch zwanzig Jahre über das kriegsende hinaus erhalten konnte.

Über das erste soll hier nur wenig gesagt werden. Die fremden Heer sind zumeist aus dem Sudetenland ver-

schwunden. Das tschechische Volk scheint durch die Erlebnisse dieses Herbstes ein wenig zur Vernunft gebracht worden zu sein. Er hat die vermessenen Träume seiner Führer über Nacht welken lassen. In einer tschechischen Schule fiel uns dieser Tage eine Postkartenreihe in die Hand. Sie stellte die „Tschechische Geschichte in Bildern“ dar, u. a. in folgendem Bild: „Die Tschechen erobern Rom im Jahre 1083“. Die in dieser Formulierung zum Ausdruck gelangende, an Größenwahnsinn grenzende Überbewertung der eigenen Bedeutung ist typisch für die Geisteshaltung des chauvinistischen Tschechentums. Sie verband sich mit hemmungslosem und herausforderndem Haß gegen alles Deutsche. Wenn an Stelle dessen jetzt wirklich die Einsicht tritt, daß die friedliche Zusammenarbeit von Deutschen und Tschechen dem Sudetenraum jahrhundertlang Zeiten gesegneten Blühens beschert hat und daß man sich als kleines Volk auf die eigenen umgrenzten Möglichkeiten bescheiden muß, und wenn dieser geistigen Umstellung wirklich auch über die Depression dieser Wochen hinaus die Tat folgt, dann werden auch die paar Dutzend von tschechischen Dörfern, die sich innerhalb der neuen Reichsgrenze befinden, keine besonderen Schwierigkeiten aufwerfen. Von der deutschen Seite haben sie bei der bekannten nationalsozialistischen Einstellung gegenüber fremdem Volkstum nichts zu fürchten, solange sie selbst oder ausländische Treibereien keinen Anlaß zum Einschreiten bieten. In dieser Hinsicht eröffnet freilich die Weltheke der letzten Tage mit den gefälschten Riesenzahlen der angeblich in das Reich eingegliederten Tschechen keine guten Aussichten. Es wird abzuwarten sein, ob der tschecho-slowakische Reststaat sich in Zukunft wirklich von solchen Versuchen, die Völker Ostmitteleuropas gegeneinander zu hehen, fernzuhalten und auch von seiner Seite aus zu einer Befriedung nicht nur der tschechischen Minderheit im neuen Reich, sondern auch der recht beträchtlichen Zahl von Deutschen beizutragen vermag, die in den Volksinseln und Städten Innerböhmens, Mährens und der Slowakei zurückbleiben.

Neben dieser äußeren Seite der neu geschaffenen Verhältnisse, der Berührung und Auseinandersetzung mit den Tschechen, bleiben die angedeuteten gesamtschleifischen Aufgaben in voller Breite bestehen. Sie haben in der langjährigen Vorarbeit des Arbeitskreises für die gesamtschleifische Stammeskultur, in den Schlesischen Kulturwochen, im Schlesischen Jahrbuch und in zahlreichen anderen Veranstaltungen und Veröffentlichungen eine weitgehende Klärung erfahren. Die innere Kräftigung des schlesischen Mittelpfeilers der deutschen Ostfront war das Leitziel dieser Bestrebungen. Durch die Heimkehr der Sudetengebiete sind sie noch deutlicher als früher eine innere Angelegenheit unseres Volkes und — wenigstens in bezug auf die uns

beschäftigende Seite der Frage — auch unseres Reiches geworden. Sie haben aber dadurch nichts an Notwendigkeit und Lebensnähe eingebüßt und sie sind natürlich auch nicht abhängig von der endgültigen Verwaltungsgliederung der befreiten Gauen. Sie gründen sich auf die enge Stammesgemeinschaft, die sich zwischen den Schlesiern hüben und drüben, im Reich und in den vorgelagerten Landen seit der Rückbesiedlung des Mittelalters entwickelt und im wesentlichen bis heute auch unzerstört erhalten hat. Dabei sind die Grenzen zwischen Reichs- und Sudetenschlesien kaum deutlich zu bezeichnen. Das Hultschiner Ländchen war nicht einmal zwanzig Jahre lang vom übrigen Kreise Ratibor abgetrennt, die im österreichischen Schlesien zusammengefaßten Reste von Neisse, Jägerndorf und Troppau und das Herzogtum Teschen nicht ganz zweihundert Jahre vom übrigen Schlesien. Auch im schlesisch-böhmischen Bereich blieb die Grenze sehr bedeutenden Schwankungen ausgesetzt, und sie veränderte zudem ihren Charakter im Lauf der Jahrhunderte. Vor 1866 war sie eine Territorialgrenze innerhalb des Deutschen Bundes, vor 1806 innerhalb des alten Deutschen Reiches, vor 1742, und zwar mindestens bis 1335 zurück war sie lediglich eine Binnengrenze innerhalb derselben habsburgischen und böhmischen Kronländereinheit. In jenen frühen Zeiten mochte der Verkehr über das erst langsam von deutscher Kraft erschlossene Sudetengebirge bei weitem nicht die verbindende Stärke unserer Gegenwart besessen haben. Dafür waren im allgemeinen aber auch die Einflußmöglichkeiten der aneinander rainenden Herrschaftsgebiete und Staaten weit geringer, die Lebensbereiche ihrer Untertanen flossen — mit Ausnahmen, wie der bekenntnismäßigen Verschiedenheiten — weit ungestörter ineinander über. Jedenfalls entwickelte sich bemerkenswert früh aus den verschiedenartigen Bestandteilen der mittelalterlichen Ostwanderung, aus Mainfranken und Thüringern, Obersachsen und Nieder- und Oberdeutschen der schlesische Neustamm unbekümmert über die damaligen und späteren politischen Grenzen hinweg. Die natürlichen Gegebenheiten wirkten — mit einigen noch zu behandelnden Einschränkungen — offenbar mächtiger auf die Entwicklung der Bevölkerung ein als die verschiedenen Herrschafts- und Verwaltungskörper. Zwei Grundtatsachen scheinen dafür besonders maßgebend gewesen zu sein. Erstens die Oderebene und von ihr vor allem der linke, fruchtbare und bis an das Gebirge heran dicht besiedelte Uferstreifen. Er ist mit den früh der Kultur erschlossenen Vorgebirgsgegenden die eigentliche Kraftquelle für Gesamtschlesien geworden und geblieben, der alte Vorort dieses Bezirkes, Breslau, hat seine unbestrittene Vorrangstellung vor allen andern Siedlungen des ganzen Volkspfeilers bis heute deutlich bewahrt. Im Gebirge dauerte die Rodungstätigkeit länger

an. Aber nachdem die Wildnis einmal bezwungen war und zahllose Verbindungen auch die unwirtlichsten Räume überspannen, bildete das nach beiden Flanken hin gleichartige Sudetengebirge die festeste Grundlage für das Entstehen einer einheitlichen Kulturlandschaft, die die politischen Grenzen überschritt und sich in einem immer nachdrücklicher auswirkenden Zusammenhang mit dem breiten Vorgebirgsstreifen im Norden wie den schmäleren deutschen Talauen im Süden verband. Durch diese Entwicklung wuchs das Sudetengebirge gleichsam zum Rückgrat des gesamt-schlesischen Raumes empor, mit einem breiten deutschen Vorfeld im Norden und einem in der Regel schmäleren im Süden und mit Breslau als einem geistigen und wirtschaftlichen Mittelpunkt, der hinter den mit reicher Fürstengunst bedachten Städten Prag, Dresden und Krakau bisweilen zurückstand, in der stillen Einwirkung auf die große schlesische Heimat aber doch unübertroffen blieb. Ein gewisser, weitaus schwächerer Gegenpol bildete sich seit dem 18. Jahrhundert in Troppau, der Landeshauptstadt Österreichisch-Schlesiens aus. Er entsprang aber schon der preußisch-österreichischen Gegensätzlichkeit, die in der Folgezeit von den beiden modernen Staaten aus das schlesische Leben nach zwei verschiedenen Richtungen zu ordnen und — manche frühere Ansätze aufgreifend und verstärkend — die alten Gemeinsamkeiten mit einem Schleier verschiedenartiger, preußisch und österreichisch geprägter Ausdrucksformen und Auffassungen zu überdecken begann. Der groß- und kleindeutsche Gegensatz des 19. Jahrhunderts spielt hier in unsere heimische Geschichte hinein. Wenn wir seine Folgen im Sinne der gesamt-schlesischen Arbeit überwinden, leisten wir daher zugleich ein Stück gesamtdeutscher Aufbauarbeit. Das Gewicht dieser Auseinanderentwicklung braucht auch nicht überschätzt werden. Vor allem im sudetenschlesischen Anteil lernte man, seitdem der verhasste tschechische Staat die Herrschaft angetreten hatte, sehr rasch wieder die Gewöhnung an das Reich und damit auch an das reichsdeutsche Schlesien. Aber es bleibt doch ein gewisses Kennzeichen dafür, wie man die natürlichen Zusammenhänge aus dem Auge verlor, wenn ein in der sudetendeutschen Geschichtswissenschaft wirkender Siedlungsforscher noch 1937 schlechthin von „Nordwestschlesien“ spricht und das nördliche Altvaterland meint, sich als Deutscher also vollständig dem künstlichen Wortgebrauch des tschecho-slowakischen Staates hingibt. Solche Entgleisungen werden nunmehr sehr rasch überwunden werden. Überall in den sudetenschlesischen Gauen ist zu spüren, wie die Blicke sich auf das mächtige altreichsdeutsche Hinterland lenken, in das alle Verkehrsverbindungen und so viele volkstümliche, natürliche und geschichtliche Verbindungen streben. Wir wollen dieser Bereitschaft mit vollem Herzen entgegenkommen. Die alte Territorialgrenze, die der Ge-

waltspruch von Versailles so brutal zu einer ewigen Fessel im deutschen Land zu machen strebte, zieht noch als eine wüste Narbe mitten durch die schlesische Heimat. Die äußeren Zeugen werden in der Aufbauarbeit der nächsten Zukunft rasch verschwinden. Das andere müssen wir durch die notwendige Verdichtung aller gegenseitigen Beziehungen besorgen. Die am Südrand der Gebirge lebenden, in die mährische und böhmische Ebene hinabschauenden Volksgenossen können ihre Aufgaben nur erfüllen, wenn sie unserer verständnisvollen Hilfe jederzeit sicher sind. Diese kann sich in den nächsten Jahren in tausend zunächst unwichtig erscheinenden Einzelheiten aussprechen, sie muß in alle Lebensbereiche hineinwirken, um das größere Schlesien auf der Grundlage seiner überlieferten Stammeseinheit zu dem festgefügtten Block im deutschen Osten zu machen, der sich im Sturm der Zeiten bewährt.

# GOTTSTEIN UND SEIN HIMMELREICH

VON HANS CHRISTOPH KAERGEL

Er ging den gleichen Weg zum Kamm, den er im Winter zur Peterbaude hinauffuhr. Sie sprachen nicht davon, wohin er sie führen sollte. Beide wußten, daß sie nur in die Einsamkeit kommen mußten, um sich das zu sagen, was vor keinem Zeugen offenbart werden konnte. Sie vergaßen beide die heftige Steigung. Wie zwei junge Holzer, die unbeschwert zum Schloßhübel hinaufstürmen, schritten sie aus, bis Theodor Gruhn ohne Atem war. Er blieb stehen, lächelte und sagte nur: „Wollen Sie so weiterstürmen, Frau Juliane? Dann sind wir bald auf der Schneekoppe.“

Jetzt erst merkte Frau Juliane, daß sie, von ihrer Unruhe getrieben, den breiten Peterbaudenweg hinaufgeeilt war. Gruhn ließ sich auf einem der großen Steine nieder, die den Wegrand begleiteten. Aber Frau Juliane riß ihn wieder hoch. Auch ein Arzt wisse sich manchmal im Gebirge nicht zu benehmen, spottete sie und erinnerte ihn daran, daß die Steine in diesen ersten Maitagen noch den ganzen Winter in sich bergen.

„Wohin wollen wir noch steigen, Frau Juliane?“

„Wohin? Muß denn alles nur immer ein Ziel haben?“

Sie beantwortete seine Frage wieder mit einer Frage, aber mit dieser Frage, die keiner Antwort mehr bedurfte, war die Unruhe gebannt. Sie stiegen nebeneinander her, Schritt für Schritt, wie sie alle hier zum Kamm gehen, die Männer und die Frauen. Ihr Herz allein gab den Pendelschlag des Aufstiegens an. Von Zeit zu Zeit blieben sie stehen. Sie glaubten, durch eine Waldschneise das Hirschberger Tal zu sehen. Aber in Wahrheit hörten sie nur auf die Stimme des andern.

„Sie lieben das Ziellose am allerwenigsten, Frau Juliane. Warum wollen Sie drum mit Worten spielen? Ich habe Ihnen geschrieen!“

„Ja, Doktor, Sie haben mir geschrieben. Solche Briefe aber kann man nicht anders beantworten, man muß selber dabei sein, deswegen wartete ich auf Sie.“

„Aber war es nötig, mich zu erschrecken? Ich mußte annehmen, daß Sie bei mir Hilfe suchten!“

„Ich will nichts anderes!“

„Ich habe Sie aber um Hilfe gebeten!“

„So wird ein Blinder einem Lahmen helfen!“

„Wir reden aneinander vorbei, Frau Juliane!“

„Was wollen Sie mir damit sagen?“

„Die Luft wird kälter. Wir schreiten schon wieder schneller aus als wir sollten!“

Mit diesem Hinweis auf den nahen Kamm aber wollte Frau Juliane dem Doktor zu verstehen geben, daß sie alles mit anderen Worten zu bereden hätten. Wenn sie sich beide auch anfangs wie junge Menschen gebärdeten, wie schnell waren sie gezwungen, stehenzubleiben. Man sollte in der Klarheit dieses Maimorgens vor sich selber wahr sein.

Theodor Gruhn überhörte den leisen Vorwurf. Er bat sie im Weitergehen, ihm endlich den Brief aus Dresden zu beantworten. Er erinnerte sie daran, daß sie es selber gewesen wäre, die ihm vom ersten Augenblick an auf die unerbittliche Wahrheit hingewiesen hätte, die zuletzt jeder im Angesicht der Berge erkennen müßte. Niemand konnte sich auf die Dauer dieser unerklärlichen Macht entziehen, die den Menschen zwang, sich selber zu sehen. Man kann in den Städten sich wohl auf die Dauer ein anderes Leben vorspielen. Die Berge aber erlauben kein Spiel. Darum wäre es sinnlos, jetzt nach Bildern und Vergleichen zu suchen und das Spiel hinauszuziehen. Er denke nicht daran, mit seinem und ihrem Leben zu spielen. Er sei nicht mehr der Arzt Theodor Gruhn, der vor fast zwei Jahren in ihr Haus trat, um auszuruhen. Hier ließe der Landdokter Theodor Gruhn, der bei jedem Schritt über eine Erde schreite, die die Mutter berge, eine Erde, zu der er für alle Ewigkeit Heimat sage. Sie brauche darüber nicht den Kopf zu schütteln. Das Wort von der Ewigkeit sei nicht leichtfertig

ausgesprochen. Das sei kein Traum, das sei die Wirklichkeit!

In dieser innersten Bewegung vergaß er für einen Augenblick sein großes Ziel. Er mußte ihr zuvor den Begriff der Ewigkeit der Heimat erklären, damit sie ihn weiter verstand.

„Die Menschen, die sich sonst so klug dünken, liebe Frau, reden davon, daß nicht ein Bruchteil eines Atoms von dem ganzen Erdenraum und seiner Atmosphäre in den Weltenraum verfliegt. Sie wissen aber etwas von dem ewigen Wandel — und vergessen ganz die Ehrfurcht vor dieser Erkenntnis. Sie brauchen einen Himmel, jenseits der Erde, um sich weiter zu wandeln. Glauben Sie mir, alle Gedanken, die vor uns die weisesten Männer formten, alle Gedanken vermögen kaum einen Teil der Menschheit zu einigen und zu bewegen. Niemals aber wird ein Gedanke weiter-schwingen als durch unseren Äther. Hier ist unsere Wirklichkeit. Hier ist unser Himmel und unsere Erde! In Millionen von Jahren auch unsere Ewigkeit! Wenn wir hernach in den Weltenraum geschleudert werden, beginnt Gott mit uns eine andere Sprache zu sprechen. Bis dahin aber spricht er für die Ewigkeit der Erde mit Wolken, Winden, mit Steinen, Pflanzen, Blumen, Tieren und Menschen in der Sprache der Erde zu uns. Das ist unsere Ewigkeit.“

„Wer sagt Ihnen das?“

„Muß mir das immer nur ein Mensch, ein Wort, ein Buch sagen? Gott spricht zu mir durch den Wald.“

„Ihnen ist das also kein leeres Wort mehr, Doktor. Ich meine Ihr Wort von der Ewigkeit!“

„Nein. Es ist mir kein Wort mehr. Ich beginne die Ewigkeit zu leben!“

„Sie sprachen vorher von Ihrer Mutter. Sie ist lange tot und lebt nun doch mit Ihnen.“

„Ja, Frau Juliane. Das habe ich vor zwei Jahren nicht verstanden. Jetzt weiß ich, daß die Menschen, die täglich über die Erde gehen, mit allen zusammenleben, was in, mit und unter der Erde ist, lebt und webt. Deswegen die heimliche Scheu unserer Leute vor dem Friedhof, deswegen die kindliche Art, mit den Toten zu leben und zu denken.“

„Sie können recht haben, Doktor!“

„Aber, liebste Frau Juliane, wir gehen einen weiten Weg. Wir versuchen, über alle Bauden des Riesengebirges zu Schneekoppe zu kommen.“

„Nein, nein, Doktor, wir haben von Anfang nur von uns selber gesprochen.“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich weiß es, wie Sie es wissen. Und drum will ich Ihnen nun antworten.“

Sie waren unterdessen in den Bergwald gekommen, der unter dem Bannwald wartet. Jeder Baum hat hier seit fast hundert Jahren seine Welt um sich. Neben ihm hat der Sturm den schwächeren Bruder zerbrochen. Die Menschen, die Baum und Baum nur nach dem menschlichen Wert des Holzes messen, haben die gradesten Stämme lange schon gefällt und zu Tale gefahren. Morgen schon oder übermorgen wird der eine oder andere wieder fallen.

Weiße Ringe an den Rinden sind Todesringe für den Wald. Aber noch stehen sie beieinander. Wenn der leiseste Wind sie bewegt, berühren sich ihre tiefen Äste. Und doch scheint hier schon der Himmel auf den Grund des Waldes gefallen zu sein. Eben war das Gras an den Wegrändern noch vergilbt und wintertrocken, da wird es hier schon an einzelnen Stellen gelb und grün unter den Bäumen.

Das Farnkraut, das am spätesten sich ausbreitet, hebt hier seine ersten Spitzen durch das Gras. Daneben liegt an den Steinen das Gras gedrückt, braun und tot, als wenn es eben erst von der Last des Schnees befreit wäre. Um so heller leuchten die grünen Flecke daneben. Nur die Blumen wagen es noch nicht, in dieser Luft zu atmen. Der nahe Kamm, den noch immer eine meterdicke Schneedecke hält, atmet auch in der Maisonne den Winter aus. Die frühesten Knospen des Maitriebes sind noch fest geschlossen. Unterhalb des Schloßhüfels ist die Luft schon von dem Duft des frischen Maiens erfüllt. Hier aber ist alles wie gesättigt von dem Geruch aufgebrochener Erde, obwohl kein einziger Pflug den steinigen Boden aufreißt. Die vom Sturm geworfenen Bäume allein reißen Erde und Steine mit. Alle kleinen Wasser, die zu Tale wollen, haben ihr kleinstes Bett zu einem Bach erweitert. Die braunen, aufgewühlten Wasser sind alle vom Erdduft erfüllt. Wasser, Bäume, Steine, Gräser, alles ist Erde geworden und atmet Erde, nichts als Erde.

An einem dieser brausenden Wasser begann Frau Juliane zu antworten. Jetzt brauchte sie auch nicht mehr zu eilen, um ihr fliegendes Herz zu verbergen. Sie brauchte auch den Blick nicht zu senken, sondern blieb mit erhobenem Kopf neben Gruhn stehen und suchte seinen Blick. Nur an dem leise zitternden Ausschwingen der Stimme mußte Gruhn erkennen, wie es in ihr bebte. Jedes Wort, so einfach und selbstverständlich es auch gesagt wurde, war endgültig. Als sie fühlte, daß er sie mit ihrem Wollen begriff, wandte sie sich wieder um und schritt weiter. Nach jedem Satz ließ sie zwei, drei Schritte Stille folgen und sprach dann ruhiger. Der Bannwald kam, der Fuß trat auf Eis, der Weg wurde zum braunen Bach. Dann kam eine fast schwarze Schneedecke und endlich harter Firnschnee. Der Fuß aber sank hier noch ein. Die Sonne, die gegen Mittag stand, senkte unerbittlich über die weiße Decke. Überall begleitete die

Wanderer das Glücksel von zahllosen Wassern, die den Winterregen mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit zu Tale brachten.

„Wir sind aufgerissen, Doktor. Beide! Wir brauchen uns mit Worten nichts mehr zu verbergen. Sie sind frei geworden. Der Kampf ist ausgekämpft. Sie nennen es frei geworden, ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß kein Mensch vom andern frei wird, mit dem er ein gemeinsames Schicksal hatte. Ich weiß, was Sie mir wieder sagen wollen, Sie hätten nie ein gemeinsames Schicksal gehabt. Gut. Ich glaube Ihnen. Aber nun ist es da. Nun ist einer für den andern gestorben. Verstehen Sie mich? Das ist etwas Gemeinsames! Sie sind frei — und beginnen nun erst miteinander zu leben!“

„Aber, Frau Juliane!“

„Unterbrechen Sie mich nicht, Doktor. Ich bin eine Frau. Ich weiß nicht einmal, ob ich das alles durchhalten kann. Ich meine, eine Weile selber klar zu sehen. Denn wir denken nicht gern. Ich will auch gar nicht klug sein. Ich will hier nicht gedacht haben. Ich will uns nur helfen. Sie glauben, frei zu sein!“

„Ich bin frei!“

„Worte, Worte, lieber Doktor. Lassen Sie mich doch zu Ende kommen. Ich bin Ihnen vom ersten Tage an ein Freund gewesen. Sie schrieben mir, daß Sie mich lieben mußten. Sie wissen es auch, ohne daß je ein Wort zwischen uns gesprochen wurde, daß auch ich Sie liebe.“

Gruhn hörte nur diese letzten Worte. Er glaubte, daß in den letzten Wochen sein Denken nur immer um diesen einzigen Augenblick gegangen sei, von ihr zu hören, daß er geliebt wurde. Nun war der Augenblick gekommen. Aber nichts wiederholte sich im Leben. Er riß sie nicht an sich, stammelte keine törichte Worte, er wartete. Nur einen Augenblick hatte Frau Juliane innegehalten. Ehe Theodor Gruhn aber mit seinem Bekenntnis einfallen konnte, sprach sie schneller weiter. Da Theodor Gruhn ihr weiter zuzuhören schien und neben ihr herging, war ihre fliegende Hast, die leise Sorge, daß ein einziges törichtes Wort den Augenblick zerstören konnte, hinfällig. Sie gestand sich freilich auch zugleich, daß Theodor Gruhn den einzigen Augenblick ungenüßt gelassen hatte, der sie hätte überwältigen können. So ernsthaft alles in ihr erwogen war, gegen ihren Willen lebte in ihr dennoch eine Sehnsucht, daß alles anders kommen möchte. Gegen ihre eigene Überzeugung hoffte ihr ganzes Sein, daß die Jahre, die vergangen waren, doch nicht tot waren, daß alles noch einmal sie überfiele. Aber die Wasser rauschten. Die Sonne schmolz den Schnee. Der Bannwald stand wie zur Wache aufgestellt. Die Berge übersprangen keine Zeit. Sie warteten. Und wenn drunten im

Tale es seit Wochen grünte und blühte, hier starb der Winter nach seinen Gesetzen. Kein Mensch, der mit Wolken und Winden zusammenlebte, konnte sich auf den gleichen Gesetzen lösen. Wer alt geworden war, mußte warten, wie die Bäume dort, bis die Zeit erfüllt war. Wer jung geblieben war, mußte brausen und überschäumen. Die andern aber blieben still.

Gruhn ahnte nicht, wie schwer ihr anfangs die Worte wurden.

„Sie verstehen mich aber recht, das weiß ich, Doktor, daß ich Sie mit einer andern Liebe liebte. Dafür bin ich Ihnen dankbar.“

Da erst kam Gruhn wieder zu sich. Er fühlte, daß sein Ver-sinnen in ihre Worte sie enttäuscht hatte. Nun versuchte er nach ihrer Hand zu greifen, aber sie entzog sie ihm. Er suchte nach neuen Worten und begann mehr zu reden, als in diesem Augenblick notwendig war. Er gestand es sich nicht ein, er wollte es erzwingen, wollte die grauen Haare der Frau nicht sehen, wollte nicht die Jahre dazwischen erkennen. Er glaubte, daß er dann erst zu Wald und Berg, zur Heimat zurückgebracht wäre, wenn er einen Menschen neben sich wußte, der den Sinn seiner Heimkehr verstand. Er wollte in jedem Wort des andern Menschen die Bestätigung haben, daß sein Weg allein der rechte war. Frau Julian blieb stehen. Sie atmete schwer. Gruhn glaubte, daß die letzte Steigung im Schnee sie besonders angestrengt hätte und riet darum zur Umkehr. Frau Juliane sprach weiter.

„Haben Sie dort die verwitterte Fichte gesehen? Dort, das Wasser hat den ganzen Schnee weggetrunken. Sehen Sie, der Baum hat seine Wurzeln in einen gefallenen Baum gesenkt. Er lebt vom andern. Es ist alles so einfach. Nur wir Menschen machen uns alles so schwer. Das wollte ich Ihnen heute nur sagen. Und nun gehe ich schon fast zwei Stunden neben Ihnen her und finde das Wort nicht. Dort steht es aber geschrieben. Einer lebt vom andern. Wer will sagen, es sei jetzt nicht mehr so. Selbst wenn ich mir eingeredet hätte, ich wäre noch so jung. Mein Schoß wäre noch bereit, ein Kind zu gebären. Wenn ich mich um ein Jahr belogen hätte, um es zu glauben, wenn ich mir eingeredet hätte, ich sei vom Schicksal als Kamerad für Sie bestimmt, es wäre alles erdacht, erlogen.“

Wer hat denn das unsinnige Wort immer wieder gesagt: Nur der Lebende hat recht! Wer denn? Die Toten leben mit uns!

Oder kommen Sie jemals vom Gedanken an die Ab-geschiedenen frei? Sie denken und leben ja auch mit dem alten Gottstein zusammen, obwohl er nur flüchtig in Ihr Leben getreten war. Und nun sollte ich mich an Ihre Brust werfen können, Sie mit diesen Lippen küssen, mit denen ich

einst den Mann küßte, den ich so liebte, wie nur eine Frau einen Mann lieben kann. Verstehen Sie mich? Eine Frau fragt nicht nach Alter und Ansehen, nicht nach Zeit und Stunde, sie redet nicht von Liebe, sie hängt an seinem Halse, sie öffnet ihm ihren Schoß. Sie will ein Kind von ihm, nur ein Kind. Das, lieber Doktor, das ist nur Liebe. Was sehen Sie mich an? Ich habe meinen Mann nicht anders geliebt. Ich habe ihm zwei Söhne geboren. Nie sprach ich davon in den zehn Jahren, da ich allein sein und malen mußte, daß ich noch einmal einem Manne anhängen möchte. Aber zwischen Mutter und Kind gibt es keine Geheimnisse. Weihnachten, lieber Doktor, waren meine Söhne bei mir. Sie haben sie auch kennengelernt. Ehe sie wieder fortfuhrten, sagte der älteste zu mir: „Damit du es nur weißt, Mutter, wir stehen dir nicht im Wege. Du sollst nicht allein sein, wenn es nicht anders geht. Du bleibst auch unsere Mutter, auch wenn es uns vielleicht schwer wird, es uns zu denken — lassen wir's, Mutter. Man kann das nicht sagen.“ Da wußte ich, daß er damit auch für den Bruder das sagen wollte, was er glaubte zu verbergen. Kinder sind egoistisch. Sie bleiben es auch dann noch, wenn aus Kindern längst Männer geworden sind. Was wollen wir Mütter denn machen? Wir gehören ihnen ganz. So völlig sind wir unsern Kindern ergeben! So! Und damit wissen wir, wo wir stehen. Auf der Höhe, Doktor, weiß Gott, wir sind oben!“

Die letzten Worten schrie sie fast, eilte ihm einen Schritt voraus und wandte sich um. Sie zeigte mit dem Stock. Unter ihnen breitete sich in strahlender Klarheit die Weite aus. Er mußte stehenbleiben, wo er stand. Und ob er gleich von diesen Worten ergriffen und erschüttert war, ob es in ihm Träume und Hoffnungen zerstörte, er vergaß in diesem Augenblick das eigene Schicksal.

Nie zuvor war ihm Berg und Tal so weit und klar gezeichnet wie in dieser Stunde. Nur über Hirschberg und Warmbrunn lag ein hellbrauner Dunstschleier. Die Türme und Schornsteine schoben sich durch den Schleier, den der Mittag über Stadt und Mensch breitete. Gruhn war viel zu erregt, um sich länger durch den Anblick abhalten zu lassen. Er wollte es sich nicht eingestehen, daß Frau Juliane ihn wieder ins Alleinsein sandte. Er glaubte noch immer, daß die Gemeinschaft zweier Menschen nur in dieser geistigen Übereinstimmung bestehe. Vielleicht waren ihre Worte nur Ausflüchte. Sie waren beide zu weit ins Leben geschritten. Sie konnten sich nichts mehr vorspielen. Darum mußte alles durchdacht werden.

„Gewiß, Frau Juliane. Ich bewundere die Ferne genau so wie Sie. Aber wollen Sie mir nicht auch eins sagen? Alles, was Sie mir offenbarten, war schön erdacht. Aber es gibt doch eine Macht, die all die Einwendungen lächelnd beiseite

schiebt. Wenn in uns diese Macht ist, wollen wir es dann nicht versuchen, alle Widerstände zu überwinden?“

„Wollen Sie nicht den jungen Leuten lieber Platz machen? Wir stehen auf dem Wege. Hier kommen sie mit Schneeschuhen noch gut vorwärts. Im ungetretenen Schnee wird es auch beim gut gewachsenen Brettel noch pappen!“

„Die wollen doch nicht an uns vorbeikommen. Sie zielen auf die Peterbaude zu.“

„Herrlich, diese jungen, gebräunten Gestalten!“

„Ich habe sie sonst nur so in Südtirol gesehen. Ich glaubte, unsere Sonne im Osten wäre zu matt!“

„Das waren Menschen, Doktor! Wie würden sie lächelnd an uns vorübergefahren sein, wenn sie nur ein einziges Wort von uns erschnappt hätten!“

„Wir sind auch jung!“

„Ach, Doktor, wir wollen uns doch in dieser Stunde nicht mit Phrasen begegnen. — Jetzt kommen all die schönen Worte vom Jungfühlen und von der Jugend im Herzen! Ich bin kein Mädchen mehr, ich bin eine Frau und Mutter großer Söhne. — Wir stehen oben. In der Klarheit. Wir sollten uns daran erfreuen, soweit ins Tal zu schauen. Wir sollten dankbar sein, durch das Leben so reich geworden zu sein. Aber wir sollten uns auch darauf besinnen!“

Die beiden jungen Schneeschuhfahrer hielten unterhalb der Baude am Rande des Bannwaldes mit einem kühnen Bogen an und begannen sich Schneebälle zuzuwerfen. Drüben am Spindlerpaß schwärmten andere Menschen wieder aus. Wie fliegen über einem Schneebrett, so winzig schwarz huschten sie drüben über den gelbweißen Schnee. Und unter ihnen lag zu beiden Seiten der grüne Teppich der Wiesen und Felder. Dahinter aber baute sich die Ferne im schönsten Blau auf. Weit in Schlesiens Felderbreiten der Ebene erst stießen Himmel und Erde wieder zusammen.

„Und nun soll ich wieder allein gehen, Frau Juliane?“

„Wenn Sie wirklich der Doktor Gruhn sind, der zu mir kam und von seiner Heimkehr in die ewige Heimat der Berge sprach, dann darf ich diese Worte nicht zweimal hören. Wir sind hier nicht allein. Und unser Leben besteht nicht nur in der Ruhe und Sicherheit von Menschen, die nur für sich leben. Sie müssen wieder hinunter zu allen. Ich muß in mein Haus, zu meinen Bildern, zu meinen Söhnen. Wir sind nie allein, Doktor. Wir sind aber auch nicht getrennt!“

„Sie wissen nicht, was Sie mir jetzt getan haben!“

„Ich weiß es, ich habe nur für Sie gedacht.“

„Nein, Frau Juliane, wüßten Sie es, Sie würden mich nicht allein gehen lassen.“

„Wir sind über die Schmerzen der jungen Leute hinaus, Doktor!“

„Ich habe an Sie geglaubt!“

„Nein, Doktor, wenn Sie an mich glauben wollten, dann würden Sie mir jetzt die Hand geben und sagen:

„Also, alter Kamerad, wir haben beide noch einmal zurückgeschaut. Wenn man das Leben noch einmal beginnen könnte, dort unten, in einer der Hütten, mit Sorgen und Mühen und mit Kindern, das wäre gut. Aber jetzt hier weitergehen und glauben, man beginne ein neues Leben und man wüßte doch, es wäre das alte, nein, wir wollen nicht lächerlich werden.“

„Schade!“

„Was ist schade? Wäre es nicht so, dann ertrügen wir den Tod nicht!“

„Was sind Sie für eine merkwürdige Frau!“

„Schade, daß Sie es erst jetzt erkennen!“

„Ich bin also geschlagen?“

„Ja, der Doktor Gruhn ist wieder zur Besinnung gekommen. Er hat beinahe seine einzige Freundin verloren, weil er sie zu seiner Frau machen wollte. Aber er ist noch einmal zur Klarheit gekommen. Er hat lange genug eine Frau gehabt. Das aber ist nicht der Sinn des Lebens. Ein Mann will keine Frau, er will eine Mutter seiner Kinder lieben. Und eine Frau will keinen Mann, sie will einen Vater. Und nun sage ich zu allem kein Wort mehr. Wenn Sie wollen, lassen Sie mich allein ins Dorf hinuntergehen. Wenn Sie Kamerad bleiben, dann gehen wir drüben in die kleine Holzbaude zum Schuster Geisler und trinken einen guten Kaffee. Ich mag jetzt nicht viel Menschen sehen!“

Theodor Gruhn fühlte, daß ihre Worte nichts verbargen. Jetzt war Frau Juliane wieder der tapfere Mensch, der sie immer war, solange Gruhn ins Haus „Rübezahl“ kam.

Er hatte sich im Leben mit mancherlei Überraschungen abgefunden. Drum griff er nach ihrer Hand und hielt sie lange fest und sagte nur: „Es bleibt dabei!“

„Es kann ja nicht anders sein, Doktor!“

„Dann gehen wir zusammen!“

„Jawohl, Doktor, zusammen wie bisher!“

Sie wußten es nicht, daß sie den breiten Weg zur Spindlerbaude wie zwei Schulkinder Hand in Hand dahinwanderten, bis ein paar Skiläufer vorbeikamen und lachten. Dann erst merkten sie, daß sie sich nicht mehr losgelassen hatten. An der Spindlerbaude aber hatte die Sonne die größere Macht errungen. Wenn auch die kleine Einkehrstätte in einer vier Meter hohen Schneewächte steckte, die vielen Kraftwagen, die von Spindelmühle heraufgekommen waren, standen schon auf gelbem Kies. Hier warf der Haushälter die Teppiche auf ein großes Schneebrett. Daneben aber lag ein kreisrunder, gelbgrüner Teppich, die erste Frühlingserde. Das Gras, schon erwacht, versuchte sich geschickt von den

umgebenden Schneemauern aus dem niedergedrückten vorjährigen Kiedgras zu erheben. Dabei blieb es in gleicher Bewegung. Denn die zartesten Wasserläderchen der Schneeschmelze gingen an ihnen vorüber. Von dem Hauch der Wasser bewegt, tanzten sie ihren ersten Tanz in der Sonne. In der Holzbaude aber schien es Nacht zu sein. Als wenn eine ganze Wolke in den niederen Raum gepreßt wäre, so dicht war der Qualm vom gewaltigen Rauch. Es war kein Mensch zu erkennen. Beide griffen drum im gleichen Empfinden wieder nach der Klinke der Tür, um in den verzauberten Maientag hinauszukommen. Da aber donnerten sie wilde Stimmen an: „Hiergeblieben, Doktor!“ Da half ihnen nichts mehr. Der Blümel-Förster bestimmte. Er hieb zur Bekräftigung so stark auf den Tisch, daß alle Gläser klirrten. Im nächsten Augenblick war Gruhn auch schon von Männern umringt und an den Tisch gezogen. Erst jetzt suchte er Frau Juliane. Aber Frau Juliane hatte den Lärm und die Unruhe benützt und war hinausgegangen. Es erschien ihr auch wie eine seltsame Fügung, daß sie nun allein vor der Baude stand. Was hätte sie auf dem weiten Heimweg mit ihm noch sprechen sollen! Die Stunden wären zerredet worden, und von diesem großen Bekennen wäre ein langes Hin und Her übriggeblieben. So mochte nun jeder mit sich fertig werden. Während sie den Weg nach Hain hinunter nahm und fast belustigt von einer tiefen Fußspur in die andere sprang, war es ihr, als sei sie plötzlich wieder freigelassen und nun wieder Frau Juliane. Bei all den festen Vorsätzen hätte sie die eine Stunde doch überwältigen können. Nun war sie wieder die Mutter ihrer Söhne.

Gruhn stand noch einmal auf, um nach seiner Begleiterin zu suchen. Blümel aber zog ihn wieder auf den Stuhl zurück. „Lassen Sie doch die Weiber, die haben ihren Schädel für sich. Wenn wir Männer einmal beisammen sind, da brauchen wir das Frauvolk nicht. Und überhaupt die Pietschen! Na, Doktor, da dürfen Sie nicht zimperlich tun. Die hat ihr eigenes Köppel. Wenn die will, kommt sie von selber rein, will sie nicht, bringen wir sie nicht einmal mit Müllers Pferden an den Tisch!“

Es half nichts. Gruhn mußte sich setzen. Er war aber anfangs ein unaufmerksamer Gast. Er behielt die Tür im Auge, zuckte zusammen, wenn sie aufgeklinkt wurde und ein Wanderer hereinkam. Frau Juliane aber hatte ihren Kopf für sich, wie der Blümel meinte. Sie ließ ihn allein. Zweimal mußte der Blümel-Förster ihm schon zurufen, daß ihm zur Rechten der Hainer Förster sitze. Er verstand es immer noch nicht. Nur eins wurde bald klar, daß an dieser edlen Männerrunde die Gläser öfter wechselten. Die Gesichter waren hoch gerötet. Manchmal sprachen sie alle auf einmal auf ihn ein. Jeder strengte seine Stimme an, soweit es eben ging, um verstanden zu werden. Niemand wußte,

daß daraus ein gewaltiges Brüllen in der engen Baudenstube bebte.

Aber es blieb sich auch gleich, was sie redeten, sie wollten sich auf ihre Art freuen. Es mußte noch von seiner Erregung kommen, daß sich Gruhn einbildete zu frieren. Drum nahm er dankbar die hingestellten Schnapsgläser an und sprach ihnen zu. Das aber schien dem guten Blümel die größte Ehre zu sein. Wenn er den Doktor anredete, sollte alles ihm gehören. Aber weder der Hainer Förster noch der Baudenwirt und die beiden Grenzer gaben sich damit zufrieden. Bis endlich der Blümel-Förster aufsprang und schrie: „Ihr verfluchten Hunde, wißt Ihr's nicht, wer hier bei Euch sitzt! Ich mache auf der Stelle Schluß, wenn Ihr Eure dreißige Schnauze nicht zumacht!“ Das war laut und grob. Aber sie verstanden es auch.

„Der Mann dahier hat mich alleine vom Tode errettet.“

Gruhn wollte aufstehen. Das mochte er nicht hören. Aber der Baudenwirt hielt ihn fest und gab ihm zu verstehen, daß man in einem solchen Augenblick den Blümel-Förster nicht erregen dürfte. Auch der bärtige Grenzwächter schien zu wissen, daß es dem Blümel-Förster ernst wurde. Er gab drum seinen Kameraden ein Zeichen. Der Blümel-Förster stand noch immer. Er sah von einem zum andern. Mit einem Male schien er ganz nüchtern geworden zu sein. Die gläsernen Augen sahen scharf von einem zum andern. Er stand aufrecht am Tische, ohne zu wanken.

Und dann sprach er, ganz leise, wie ein vernünftiger Mensch: „Herr Doktor!“

Gruhn unterbrach ihn.

„Lieber Blümel, ich will doch Eure schöne Stunde nicht stören. Wenn ich schon noch dabei sein soll, dann tun Sie mir den Gefallen und lassen Sie den „Doktor“ fort. Ich bin auch bloß ein Mensch.“

„Ich will bloß das eine wissen, Doktor. Wie Sie sehen, haben wir hier schon genug eingefahren, aber wir sind keine verfluchten Suppenbrüder, die bloß saufen, um zu saufen. Wir bleiben klar wie die Nacht. Verstanden? Also, wir haben uns vorhin schon einmal in den Haaren gelegen. Sie wissen's ja und wissen's vielleicht nicht. Wir sagen, wenn man vom Teufel spricht, kommt er. Nu hee —“

„Seit wann ist'n Euer Doktor a Teufel?“ unterbrach ihn der Hainer Förster.

„Du Knabe, du!“

„Na, erlaube mal!“

„Jawoll, gegen mich bist du ein Knabe. Denn ich bin ein Menschenalter älter als du!“

Der Grenzer rieb sich vor Vergnügen die Hände: „Jägerlatein!“

Aber Blümel ließ sich nicht aus seiner Rede bringen: „Jawoll, du Knabe. Denn ich bin genau neun Monate älter als du! Also so lange, wie ein Mensch braucht, um Mensch zu werden. Wenn ich also „Teufel“ sage, so ist das eine Ehre. Nur anständige Menschen sehen dem Teufel ähnlich. Oder sieht der Spürhund vom Oberzollamt mit seinem schwarzen Fußsack nicht wie der Leibhaftige aus?“

Jetzt gaben sie es auf. Gegen Blümel war heut nicht anzukommen. Man mußte ihn reden lassen. Gruhn wäre am liebsten auf und davon gegangen, denn immer wieder wandte sich Blümel an ihn.

„Der Hainer, mein lieber Doktor, ist gar nicht wert, daß ich noch mit ihm in den Wald gehe. Der hat vorhin uns weismachen wollen, daß wir unsern Doktor am längsten gehabt hätten. Die Hainer behaupten immer, eine Stunde eher aufzustehen als wir, weil sie zu einem anerkannten Kurort gehören. Die Äster gönnen uns a Doktor nicht! Sie behaupten, nur bei ihnen könne ein Doktor anständig leben. Solche Hunde! Nu hee. Ich habe ihm gesagt, er wisse einen Quark von unserm Doktor. Der bleibt bei uns in alle Ewigkeit, Amen! So. Und nun hieß es in Warmbrunn, in Giersdorf, in Hain, der Doktor sei schon verreist. Das wäre doch das erste Zeichen. Er habe es satt hier. Doktor, jetzt mache ich keinen Spaß mehr. Ich werde mein ganzes Leben keine größere Rede mehr halten. Aber ich erinnere Sie an das letzte Jahr, an die Wochen, da Sie an meinem Bette saßen und mir von unserem Walde erzählten. Ich erinnere Sie an a alten Gottstein, an a Vater Schenk, Doktor, das muß amal gesagt werden. Wenn man überhaupt noch was in dieser Welt glauben soll — ich glaube an unsern Doktor!“ Er brach seine große Rede ab, stürzte ein neues Glas in die Kühle und wollte sich feierlich setzen. Da packte ihn einer am Arm, riß seine Hand hoch, umschlang die Hand, daß es ihn fast schmerzte. Dann wurde er von seinem Platz weggerissen. Der Schemel stürzte um. Ach, die ganze Baude sollte einstürzen. Die Welt dazu. Die andern waren aufgesprungen. Der nüchterne Doktor umarmte den Blümel-Förster. Jeder hatte es gesehen. Er hatte zuletzt dem Blümel-Förster auf beide Backen einen Kuß gegeben. Dann hörten sie alle in der Stille Gruhns Worte: „Das ist meine Antwort auf das Gerede. Ich bin zu Euch gekommen, um einer von Euch zu werden. Mein Weib hat es nicht ertragen können. Seit gestern bin ich geschieden. Meine Herren, geschieden, um in meinen Bergen bleiben zu können. Und nun sag ich „du“ zu dir, „du“ Mensch meiner Wälder und damit auch zu meinen Bergen. Du kannst jeden eins in die Gucke schlagen, der mir nachsagen sollte, daß ich Euch, dem Dorfe, dem Sichdichfür, den Bergen und Wäldern untreu geworden wäre!“





DER ZIEGENRÜCKEN  
AUFN. SCHIFFNER

**SUDETENLAND**

Seltfam, im Nebel zu wandern!  
Einfam ist jeder Busch und Stein,  
kein Baum sieht den andern,  
Jeder ist allein.

Wahrlich, keiner ist weise,  
Der nicht das Dunkel kennt,  
Das unentrinnbar und leise  
Von allen ihn trennt.

Seltfam, im Nebel zu wandern!  
Leben ist Einfamsein.  
kein Mensch kennt den andern,  
Jeder ist allein.

AUFN. PETZOLD





AUFNAHME PETZOLD

# DAS MUSIKANTENVOLK EUROPAS

VON HEINZ RUDOLF FRITSCHKE

Der Wiener Literaturhistoriker Josef N a d l e r hat in seiner bekannten „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ für das Aufgabengebiet der Literaturwissenschaft die Erforschung des geistigen Stammescharakters zum Prinzip landschaftlicher Gesamtdarstellungen erhoben, und es hat im Verfolg dieser Methode nicht an gelungenen Versuchen gefehlt, die N ad l e r'sche Auffassung auch für die Musikwissenschaft anzuwenden, um sie auch von dieser Seite her mit Nachweisen zu belegen und damit allgemein zu bekräftigen. Unter solchen Gesichtspunkten der Betrachtung müssen wir dem böhmischen Lebens- und Kulturraum in seinen deutschstämmigen Bewohnern einen hervorragenden Platz einräumen. Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ist unter Vorwegnahme der N ad l e r'schen Erkenntnisse gelegentlich darauf hingewiesen worden, daß Böhmen „von alters her das Geburtsland bedeutender Musiker gewesen“ sei, und in seinem beachtlichen Aufsatz über die „Einheit der deutschen Musik“ nennt Herbert G e r i g k die Sudetendeutschen Böhmens sogar „das Musikantenvolk Europas“, das besonders vom 16. Jahrhundert an eine sehr stattliche Anzahl bedeutender Musiker deutscher Herkunft hervorgebracht habe.

Wenn wir heute an dieser Stelle versuchen, eine landschaftliche Gesamtschau des sudetendeutschen Musikschaffens zu geben, so erinnern wir uns vorwegnehmend zweier überragender Persönlichkeiten des gesamtdeutschen Musikschaffens, die herkunftsmäßig oder zum mindesten in ihren entscheidenden Bildungserlebnissen aus dem böhmisch-sudetendeutschen Lebensraum stammen. Christoph Willibald G l u c k (1714—1787), der Hofkapellmeister Maria Theresias und geniale Neuschöpfer der heroischen und tragischen Oper, wurde zwar in Weidenwang bei Neumarkt in der Oberpfalz, nahe der böhmischen Grenze, geboren, siedelte jedoch, als er drei Jahre alt war, nach Eisenberg über, wo sein Vater beim Fürsten Lobkowitz die Stelle eines Försters angenommen hatte. Hier in Eisenberg besuchte der junge

Gluck die Elementarschule, erhielt in Komotau seinen ersten Musikunterricht und erfuhr schließlich in Prag seine Ausbildung als Cellist, wo übrigens auch Johann Anton Koželuch — auf den wir später noch eingehen müssen — sein Schüler war. Wenn wir in diesem Zusammenhange nun aber mit ganz besonderer Betonung auch Franz Schubert (1797—1828), den romantischen Liedersänger, nennen, so müssen wir die Musikforschung von einst berichtigen, die in ihm nur immer den Österreicher oder gar nur immer den Wiener sehen wollte. Franz Schubert ist jedoch stammesmäßig ebenso dem schlesischen wie dem böhmisch-sudetendeutschen Lebensraum verhaftet. Seine Vorfahren waren aus der schlesischen Bergstadt Zuckmantel nach Mährisch-Neudorf bei Altstadt im Bezirk Schönberg eingewandert, und der Vater Schuberts, dessen Bilder uns eindeutig die Gestalt eines mährischen Bauern vor Augen führen, heiratete 1775 eine Schlesierin aus Zuckmantel, dem schlesischen Städtchen also, aus dem die Schuberts selbst stammten. Gerade diese schlesisch-mährische Blutsmischung reiht unseren Schubert im Sinne N ad l e r's nun auch stammesmäßig in die musikalische Romantik ein, deren Träger fast ausnahmslos ursprünglich solchen deutschen Gebieten entstammten oder wenigstens in ihnen ansässig waren, die sich mit slawischen reiben und die zum größten Teil sogar Wiedereindeutschungen ehemals deutscher, aber eben slawisch überdeckt oder durchsetzt gewesener Landschaften sind.

Die hier zu gebende landschaftliche Gesamtschau des im engeren Sinne böhmisch-sudetendeutschen Musikschaffens kann freilich zunächst nur einige großzügige durchgehende Entwicklungslinien in ihrer Bedeutung für das gesamtdeutsche Musikschaffen aufzeigen, deren lohnende systematisch-spezialisierende Durchdringung Aufgabe einer völkischen Musikwissenschaft sein muß. Neben einer klareren Erkenntnis der hier und da noch zweifelhaften stammesmäßigen Herkunft einiger Persönlichkeiten wird

sich dann auch ein untrügliches Bild über den schon im 19. Jahrhundert auffällig zunehmenden und nach der Jahrhundertwende nahezu beherrschend hervortretenden Anteil des Judentums — vor allem auf dem Gebiete der Musikschriftstellerei und -kritik — gewinnen lassen.

Überschauen wir in dieser Einstellung nun zunächst das 16. und 17. Jahrhundert als den Zeitabschnitt, von dem an sich sudetendeutsches Musikschaffen in einer ununterbrochenen Reihenfolge bis zur Gegenwart herleitet, so treten uns schon hier die Namen von Persönlichkeiten entgegen, die zum Teil auch in der gesamtdeutschen Musikgeschichte von jeher einen guten Klang besitzen.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, da die Chorschulen in Eger und Budweis in Blüte standen, schrieb der Joachimsthaler Kantor Nicolaus Hermann († 1561) eine Reihe kirchlicher Lieder, die sich noch heute in den protestantischen Gesangbüchern finden. Zur gleichen Zeit lebte Balthasar Resinarius aus Jessen, ein Kontrapunktschüler Heinrich Jsaacks, als Bischof in Böhmisches Leippa und schrieb — trotz seines hohen katholischen Amtes — Sätze zu deutsch-protestantischen, ja sogar lutherischen Kirchenliedern. Für die Musikwissenschaft von einigem Interesse ist schließlich noch ein weiterer Zeitgenosse des Nicolaus Hermann, der aus Buchau bei Karlsbad stammende Clemens Stephan, der als Sammler und Herausgeber älterer Werke in Eger lebte und sogar schon vergleichende Tonsetzstudien trieb.

Allein, dieses Zeitalter der an die Erscheinungsformen der Kirche gebundenen Musikschöpfungen verkörpert sich für den hier zu betrachtenden Ausschnitt des gesamtdeutschen Musikschaffens vornehmlich in der Person des Christoph Demantius, der im Jahre 1567 — wie er uns später selbst bezeugt — in Reichenberg geboren wurde. Schon von Kind auf — auch das wissen wir aus seinen eigenen Angaben — beschäftigte er sich viel mit Musik und mag auch später in Leipzig mit der dortigen Thomasschule in Verbindung gestanden haben. Im Jahre 1597 wurde er — wie es heißt — in Jittau „zum Cantorat bestellt“ und erhielt schließlich im Jahre 1604 eine Berufung in die Kantorsatsstelle zu Freiberg in Sachsen, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1643 neununddreißig Jahre lang tätig war. Dieser Christoph Demantius tritt uns in seinen drei Sammlungen von Tänzen und Liedern als der Verfasser seiner eigenen Texte entgegen, und es erscheint als durchaus gerechtfertigt, ihn damit in seiner Eigenschaft als Liederdichter als einen Vorläufer derer anzusehen, die später zur (sogenannten) „ersten schlesischen Schule“ gehörten. Seine bedeutendsten Werke indes entstanden in der Freiburger Zeit, so etwa seine sechsstimmigen Motetten und Messen, die er 1610 den Bürgermeistern der Sechsstädte widmete, und dann vor allem seine „Deutsche Passion“ vom Jahre 1631, die bei einer reichen harmonischen Ausstattung auch wieder die schon früher gelegentlich von ihm geübte Tonmalerei aufnimmt.

Im Jahre 1717 wurde in Deutsch-Brod der geniale Schöpfer der modernen Instrumentalmusik geboren, dessen Stilreform ihn zum Vorgänger und Wegbereiter eines Haydn, Mozart und Beethoven machte. Es war der Kantorensohn Johann Stamitz, dessen Name sich für alle Zeiten mit dem inhaltsreichen Begriff „Mannheimer Schule“ verbindet, nachdem er als Konzertmeister und Kammermusikdirektor des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz der Mannheimer Kapelle einen ungeahnten Aufschwung gebracht und ihr zugleich den Ruf des damals besten Orchesters der Welt gesichert hatte. Sein Bruder Anton Thaddäus, gleichfalls aus Deutsch-Brod gebürtig, soll ein vortrefflicher Cellist gewesen sein und auch einige Zeit dieser Mannheimer Kapelle angehört haben. Jedoch vermögen uns die Mannheimer Akten hierüber keinen Aufschluß zu geben. Indes müssen noch zwei weitere Persönlichkeiten dieser „Mannheimer Schule“ hier genannt werden. Zu ihren führenden Köpfen gehörte auch Franz Xaver Richter (1709—1789) aus Holleßchau in Mähren, der seit 1747 erst Opernbassst, dann Geiger und schließlich Kammerkomponist in Mannheim war. Ein Schüler des älteren Stamitz war schließlich auch der wahrscheinlich gleichfalls aus Böhmen stammende Anton Filtz (etwa 1730—1760), der seit 1754 als erster Cellist dem Mannheimer Orchester angehörte und dessen über 40 Sinfonien sich größter Beliebtheit erfreuten.

Das schon in den überaus zahlreichen Kompositionen — 50 und mehr Sinfonien waren keine Seltenheit! — und in dem virtuoson Können der hier zu nennenden Mannheimer lebendige urtümliche Musikantentum findet wenig später seine auffälligste Verkörperung in den vier Brüdern Benda aus Altbenatek in Böhmen. Franz Benda (1709—1786), der älteste dieser Geigerfamilie, war als königlicher Konzertmeister eine der wichtigsten musikalischen Persönlichkeiten am Hofe Friedrichs des Großen, nachdem er sich — ähnlich wie sein Zeitgenosse Quantz — vom Mitglied einer herumreisenden Musikantentruppe zu einem der berühmtesten Geiger und Violinkomponisten heraufgearbeitet hatte. An ihn schloß sich eine ganze Schule tüchtiger Geiger an, unter denen sich auch sein jüngster Bruder Joseph befand, der später als Konzertmeister sein Nachfolger wurde. Von dem zweiten Bruder, Johann Benda, wissen wir nur, daß er Kammermusikus in Potsdam war und auch einige kompositorische Talente besaß. Dagegen war der dritte Bruder, Georg Benda, als Autodidakt ein zu seiner Zeit recht bedeutender Singspielkomponist. Unter seinen zahlreichen Kompositionen befinden sich neben

neun Bühnenwerken auch fünf Melodramen, die durch ihre formale Neuheit Aufsehen erregten und über die sich Mozart als Zeitgenosse in äußerst lobender Weise ausgesprochen hat.

Wir treten damit in das 18. und 19. Jahrhundert als dem Zeitalter des sudetendeutschen Musikschaffens ein, in dem das musikalische Leben in allen seinen Erscheinungsformen vornehmlich in der Hand der Kantoren lag, die von da an bis in die unmittelbare Gegenwart hinein ihre Kenntnisse in einer ununterbrochenen Kette von Lehrern und Schülern weitergegeben haben. Der Ausgangspunkt dieser besonders interessanten Entwicklung liegt nachweisbar etwa bei Felix B e n d a († 1768), der — mit den Brüdern Benda wahrscheinlich nicht näher verwandt — Organist an der Michaelskirche in Prag und als angesehenes Orgelspieler der Lehrer Joseph Seegers war. Joseph S e e g e r (1716—1782), aus der Gegend um Melnik stammend, zählte als Organist der Martins- und später der Teinkirche in Prag zu seinen Schülern u. a. auch den Gluckschüler Johann Anton F o t e l u c h aus Wellwarn, der 1814 als Kapellmeister der St.-Veits-Kirche in Prag starb. Von ihm aus teilt sich die Linie der Schüler und führt nunmehr in zwei Richtungen bis hinein in die unmittelbare Gegenwart. Josef P r o k ſ c h (1794—1864) aus Reichenberg war vor hundert Jahren ein hoch angesehener Klavierpädagoge und gründete im Jahre 1830 zu Prag eine „Musikbildungsanstalt“ für Klavierunterricht, aus welcher u. a. auch der aus der Rumburger Gegend stammende Franz B e n d e l (1832—1874) hervorging, der — zuvor auch Schüler Liszts in Weimar — ein vorzüglicher Pianist und Komponist gefälliger Klavierstücke des Salongenes war. Die andere Linie der Schüler K o t e l u c h s setzt sich dagegen fort in Simon S e c h t e r (1788—1867) aus Friedberg in Böhmen, bei dem als dem „Schulmeister aller Schulmeister“ kein geringerer als Anton B r u d n e r — nachdem er 1855 Domorganist in Linz geworden war — Musiktheorie studierte. Als Brudnerschüler aber schließlich kennen wir den Reichenberger Camillo F o r n , von dem als der beherrschenden Persönlichkeit des sudetendeutschen Musikschaffens der Gegenwart noch zu sprechen sein wird.

Zuvor aber sei zum mindesten der annähernden Vollständigkeit halber noch kurz an Adalbert G y r o w e t z (1763 bis 1850) und Joseph W e i g l (1766—1846), zwei Freunde aus Budweis und Eisenstadt, erinnert, denen die Bekanntheit mit Mozart entscheidend für ihren musikalischen Lebensweg wurde. Allein, es ist bezeichnend für die Übergangstellung dieser beiden, daß sie die mit Beethoven, Weber und Schubert anbrechende neue Entwicklungsreihe der Tonkunst nicht verstanden und deren Werke sogar als „zerziffen, verworren und chaotisch“ erklärten.

Das sudetendeutsche Musikschaffen der Gegenwart ist mit seinen führenden Persönlichkeiten und seinen besten schöpferischen Leistungen erst kürzlich, bei dem Reichenberger Musikfest am 11. September 1938, in Erscheinung getreten. In einer reichhaltigen Veranstaltungsfolge wurden — neben einer Messe des eingangs erwähnten Christoph Demantius — Werke von Camillo F o r n , Hansmaria D o m b r o w s k i und Edmund N i c k , alle drei aus Reichenberg gebürtig, aufgeführt. Edmund Nick, seit 1933 musikalischer Oberleiter und Kapellmeister am „Theater des Volkes“ in Berlin, wurde in der breiteren Öffentlichkeit bisher in der Hauptsache durch sein Singspiel „Das kleine Hofkonzert“ bekannt, das an über 125 Bühnen aufgeführt und bekanntlich auch verfilmt wurde. Hansmaria D o m b r o w s k i , ein Kaun- und Pfitnerschüler, schuf eine Reihe von Volkskompositionen, darunter die in Reichenberg kürzlich aufgeführte „Herrgottskantate“ vom Jahre 1926, und lehrt heute — nach vorübergehender Tätigkeit als Musikreferent am Deutschlandsender — an der Hochschule für Musik in Berlin. Camillo F o r n schließlich, im Jahre 1860 als Sohn eines Kaufmanns in Reichenberg geboren und — wie wir bereits erwähnten — ein Brudnerschüler, lehrte an der Wiener Musikakademie und ist heute die ehrwürdigste Erscheinung des gegenwärtigen sudetendeutschen Musikschaffens. Beim Reichenberger Musikfest hörte man von ihm die Sinfonie d-moll, die er „seiner innigstgeliebten Vaterstadt Reichenberg“ gewidmet und der er nun auch den Namen „Reichenberger Sinfonie“ gegeben hat.

Wenn es noch einer Bekräftigung des diesen Ausführungen vorangestellten und von Herbert Gerigk geprägten Schlagwortes von den Sudetendeutschen als dem „Musikantenvolk Europas“ bedarf, so mag abschließend noch kurz die aus dem sudetendeutschen Grenzland sich herleitende volksdeutsche Singbewegung der „Finkensteiner“ eines Walther F e n s e l erwähnt sein, die bei bewußter Pflege des alten deutschen Volksliedes vor allem den Kampf gegen den „Liedertafelstumpfsinn“ aufnahm und darüber hinaus dem Singen und Spielen der Hitler-Jugend wesentliches Material bereitgestellt hat.

Und wie vornehmlich heute, so hat — wie wir gesehen haben — das sudetendeutsche Musikschaffen schon zu allen Zeiten seine besten Kräfte und seine größten schöpferischen Leistungen in einer selbstverständlichen und von ältesten Zeiten her vorhandenen Stammesmäßigen Verbundenheit dem gesamtdeutschen Musikleben und Musikschaffen zur Verfügung gestellt. Die kulturelle Brückenstellung des Sudetendeutchtums, insbesondere aber zwischen den Ostmarken des Reiches, wird damit auch auf diesem Gebiet offenbar.

hart ist das strenge Land,  
Auf dem wir stehn.  
Der Glaube, der uns band,  
Wird nicht vergehn.

hart greift des Schicksals hand  
In uns hinein  
Und rüttelt an dem Land:  
»Es geht ums Sein! . . . .«

Die Väter standen hier.  
Vertroßt, verquält.  
Ihr Erbe tragen wir,  
Dem Land vermählt.

Es ist, wie's immer war:  
Die Nacht verrinnt . . . .  
Das Land, das dich gebar,  
Trägt einst dein Kind.

Rudolf Wißany

**T**auch an und pflüge, bis die Pflugchar glüht:  
Es lebt ein Volk, solange das Korn ihm blüht!  
Tauch an und ackre, daß der Acker staubt:  
Es lebt ein Volk, nur wenn es an sich glaubt!  
Und säe weit und breit ins Land hinaus  
Den goldnen Samen deutscher Eintracht aus:  
Es wurzle, wachse, was Gott segnen mag,  
Das deutsche Volk und seines Lebens Tag!

Karl Franz Leppa

# UNSER LEBEN

Wer kann unfre Seele töten,  
Wer das junge Blut verderben!  
Ringt der Baum in Sturmesnöten,  
Rinnt der Stamm aus offenen Kerben:  
Tief im Boden - tausend Streben,  
Eng gefchlungen,  
In die schwere deutsche Erde hart gedrungen -  
hält die Wurzel und saugt Leben.

Wer kann unfre Herzen zwingen,  
Wer die hellen Augen blenden!  
Not lehrt deine Pulse singen,  
Not wird deine Blicke wenden  
Tief in dich, wo - tausend Streben  
Eng gefchlungen  
In die schwere deutsche Erde hart gedrungen -  
Deines Blutes Wurzeln leben.

Wer kann unfre Hände binden,  
Wer den flammengeist vernichten!  
Unser Werk wird Freiheit finden,  
wird die bange Nacht durchlichten:  
Bodentreu, durch tausend Streben,  
Eng gefchlungen,  
In die schwere deutsche Erde hart gedrungen,  
Quillt ums Leben, unser Leben.

Kolbenheyer

# „KRAFT DURCH FREUDE“ IN DER WELT

V O N K A R L - H E I N Z K R E U S E L

Der Nationalsozialismus ist kein Ausfuhrartikel! Dieser fundamentale Satz unser Weltanschauung hat selbstverständlich Gültigkeit für alle Äußerungen der Bewegung. Und so soll auch unsere Überschrift nicht etwa dahingehend verstanden werden, daß die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ nunmehr zu einem „Ausfuhrartikel“ geworden ist. Es ist Sache eines jeden Volkes, die Fragen, die seine Freizeitgestaltung betreffen, selbst und nach eigenem Gutdünken zu lösen. Und so erkennen wir auch in der Tat bei allen Völkern der Erde die ersten Ansätze für die Organisation der Freizeit der schaffenden Menschen. Überall ist die treibende Kraft die gleiche — überall sind die Wege und die Ziele verschieden. Am klarsten wird diese Tatsache, wenn wir einmal die deutsche Freizeitorganisation, die so umfassend und mit typisch deutscher Gründlichkeit aufgebaut ist, mit den Bestrebungen der anderen Nationen auf diesem Gebiet vergleichen. Was weiß der Deutsche von diesen Bemühungen und den Erfolgen der anderen Nationen? Er kennt vielleicht noch das italienische Freizeitwerk, das „Dopolavoro“, und er hat vielleicht auch schon von den Bemühungen der Engländer und der skandinavischen Völker auf diesem Gebiet gehört; ein klares Wissen aber ist in Deutschland über diesen so unendlich wichtigen Teil des sozialen Lebens der anderen Völker nicht vorhanden.

Die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, das können wir Deutschen ohne Überheblichkeit sagen, ist heut die bestorganisierte und am klarsten gegliederte Freizeitorganisation der Welt. In den fünf Jahren ihres Aufbaues ist wie auf allen anderen Gebieten im neuen Deutschland ganze Arbeit geleistet worden. Ihre Ämter erfassen alle Seiten des menschlichen Lebens. Der Arbeiter wird nicht nur nach seiner Arbeitszeit von ihr betreut. Die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ begnügt sich nicht damit, nur den Feierabend, das Wochenende und den Urlaub des Arbeiters zu betreuen und zu gestalten, nein, sie geht darüber hinaus

in den Betrieb und sorgt über die allgemein hygienischen und sanitären Forderungen hinaus für würdige und schöne Arbeitsstätten. Der nationalsozialistische Staat hat damit eine totale und umfassende Organisation der sozialen Betreuung der Schaffenden aufgebaut. Es ist selbstverständlich, daß diese gründliche und im Gegensatz zu den ausländischen Organisationen umfassende und zentral geleitete Freizeitbewegung auch auf das Ausland gewisse Einwirkungen gehabt hat. Unzählige Pressestimmen und Reden führender Männer des Auslandes beweisen das. Es sei nur eine im nachstehenden angeführt. Die Vertreterin Norwegens beim Weltkongress für Freizeit und Erholung in Hamburg führte unter anderem aus:

„Bei uns fehlt aus rein politischen Gründen eine ähnliche Einrichtung wie die Deutsche Arbeitsfront, und es wäre uns deshalb unmöglich, etwas ähnliches wie KdF. aufzubauen. Es hat mir aber große Freude bereitet, als ich vor einigen Monaten in der Zeitung unserer Arbeiterpartei, dem Regierungsorgan „Arbeiterbladet“ eine kleine Notiz folgenden Inhalts fand: Es werden in diesem Sommer versuchsweise billige Ferientouren für Arbeiter veranstaltet nach dem Muster von „Kraft durch Freude“.

Man ist also auch in marxistischen Kreisen bei uns darauf aufmerksam geworden, daß die deutsche Arbeiterschaft etwas Vorbildliches erreicht hat. Auch bei uns hat man für diesen Sommer bereits mehr Reisen in Aussicht genommen. Im kleinen ist also die Einrichtung von KdF. bei uns in Norwegen wie in Portugal und den Vereinigten Staaten von Nordamerika schon geübt worden. Auf diese Weise wird auch unseren Arbeitern etwas von unserem schönen Vaterlande gezeigt, ein Erlebnis, das jede Woche deutschen Werktätigen geboten wird. Die Reisen unserer Arbeiter gehen zu den Fjorden und

Schären an der Westküste, Hardanger- und Sognefjord. Die Arbeiter-Ferienreisen („Arbeiderner ferientreiser“) stehen unter dem Motto: „Sieh Norwegen!“

Es mutet uns recht eigenartig an, wenn die Marxisten, die sonst so gern von dem unsozialen und arbeiterfeindlichen „Naziregime“ sprechen und schreiben, doch hier ganz offen zugeben, daß dieses „Naziregime“ die nachahmenswertesten sozialen Einrichtungen für seine Arbeiter geschaffen hat.

Auf dem Weltkongreß für Freizeit und Erholung wurden darüber hinaus viele aufschlußreichste Vorträge gehalten, und es ist notwendig, daß wir uns heut nach fünfjährigem Bestehen unserer Freizeitorganisation mit den Versuchen der anderen Länder auf diesem Gebiet auseinandersetzen.

Die italienische Freizeitgestaltung reicht in ihren Anfängen bis in das Jahr 1920 zurück. Aus wenigen Gruppen und begrenzten Zonen wuchs es über ganz Italien und erhielt 1925 von Mussolini die juristische Anerkennung. Die Erziehung und Hebung der Schaffenden ist das Ziel der italienischen Freizeitbewegung. Die Einführung der 40-Stunden-Woche und die Maßnahmen des Arbeitsschutzes haben den Freizeitgedanken in Italien wesentlich gefördert. In der Gründungsurkunde, die am 1. Mai 1925 verkündet wurde, wurden die Aufgaben des Opera Nazionale Dopolavoro im Bereich des neu erwachten nationalen Bewußtseins in folgenden grundlegenden Vorschriften zusammengefaßt.

1. Die richtige und nutzbringende Auswertung der Freizeit der Arbeiter ist durch Einrichtungen zur Entwicklung ihrer körperlichen und seelischen Leistungsfähigkeit zu fördern.
2. Es ist Vorsee zu treffen, daß diese Einrichtungen gefördert und eingereicht werden und daß sowohl die Institutionen als auch deren Anhänger den weitestgehenden Beistand genießen.

Das Eingreifen des Duce beschränkte sich nicht darauf, nur theoretisch diese Arbeit zu fördern, sondern er stattete das italienische Feierabendwerk mit umfangreichen Geldmitteln aus, die der Erfüllung seiner vielseitigen und umfassenden Aufgaben dienlich waren. Und er sicherte dieser Bewegung gleich im Gründungsakt beträchtliche laufende Einkünfte zu. Auf dieser sicheren Basis baute sich nun die Arbeit des Dopolavoro auf. In ihrem Verlauf dehnte sich ihr Arbeitsfeld bis zu den abgelegensten Ortschaften aus.

Heute sind fast zwei Jahrzehnte seit den ersten Anfängen der Freizeitbewegung ins Land gegangen, und wir können feststellen, daß die italienische Freizeitbewegung ihr Ziel nicht verfehlt und ihre zahlreichen Aufgaben in entsprechender Weise gelöst hat.

Die soziale Betätigung des Opera Nazionale Dopolavoro geht weit über das Gebiet der Unterhaltung und der Erziehung hinaus. Es wendet sich einer höheren Auffassung der Politik als einer Lebensart zwischen den einzelnen und der Gesamtheit zu. Einige Beispiele mögen dies erläutern: Man kann sagen, daß die Vorschriften zur Festsetzung der Aufgaben des OND. mit dem Gesetz vom 15. März 1923 ansetzen. Mit diesem Gesetz führte der faschistische Staat den Achtstundentag ein, und es erkannte damit gleichzeitig dem Werkstätigen zwei Bedürfnisse zu. Die Notwendigkeit der Arbeit zum Lebensunterhalt und das Dopolavoro zur Hebung des Lebensinhaltes. Der Faschismus betrachtet jedoch diese beiden Bedürfnisse nicht als getrennte Erscheinungen, sondern bringt sie in Einklang und richtet sie im Geiste der Grundrechte der Arbeit aus. Im Dopolavoro findet der Grundsatz der Gemeinschaftsarbeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern die Möglichkeit, sich in seiner ganzen Wirksamkeit zu erweisen, eine Voraussetzung, auf die sich das Korporationswesen in Italien zum größten Teil stützt.

Auf dem Gebiet der Arbeitshygiene hat die italienische Industrie bewundernswürdige Erfolge erzielt. Durch zahlreiche Ferienkolonien hat sie freiwillig und großzügig die Hilfsmaßnahmen der Partei unterstützt. Die hygienischen Anlagen in den Fabriken sind vervollkommen worden. Freundliche und gesunde Musterfiedlungen, Turnhallen, Büchereien, Gemeinschaftsräume, Betriebsfreizeitorganisationen wurden geschaffen. Im Jahr 1935 bestanden bereits 200 000 Genossenschaften, die in allen Teilen des Reiches ihre Arbeit zum Segen der Schaffenden leisten. Diese Organisation wird geleitet und verwaltet von einem Hauptamt mit sechs Unterabteilungen für Organisation, Verwaltung, Sport, Kunst und Kultur, Reisen und Wandern, Unterstützung. Angegliedert sind Betriebsinspektionen und 94 Provinzämter mit insgesamt 800 Beamten und Angestellten. Bei Tausenden von Veranstaltungen auf dem Gebiet der Kunst, der Kultur, des Sports, des Reisens und Wanderns, bei der Betreuung der Landbevölkerung wie bei den sozialen Hilfsmaßnahmen findet der italienische Werkstätige Erholung von seiner täglichen Arbeitsanstrengung und nimmt an allen wichtigen Geschehnissen des nationalen Lebens teil. Er lernt sein Vaterland und dessen geschichtliche, soziale und künstlerische Bedeutung sowie die landschaftlichen Schönheiten kennen.

Abschließend können wir sagen, daß die autoritären Staaten Deutschland und Italien eine umfassende Freizeitorganisation, die sich in vielen Zügen ähneln, geschaffen haben.

Wie sieht es nun mit den Bemühungen in den anderen Staaten aus? Frankreich besitzt keine umfassende und

von einer zentralen Stelle aus geleitete Freizeitorganisation. Es sind zwar an vielen Stellen Ansätze und Bemühungen der verschiedensten Stellen zu verspüren, aber zu einer klar gegliederten Freizeitorganisation ist es noch nicht gekommen. „Die gesetzliche Verallgemeinerung der bezahlten Ferien hat die Voraussetzung der Freizeit in Frankreich grundlegend verändert, und so ist auch dort die Freizeit, die ehemals das Privileg einer kultivierten Elite gewesen ist, nach und nach einer anwachsenden Masse von Arbeitern ermöglicht.“ Diesen Satz des Generaldirektors des Zentralkomitees der Familienausgleichskassen Frankreichs, Gustave Bonvoisin, ist kennzeichnend für die Bemühungen, die in Frankreich gemacht werden. Freizeitorganisationen sind in Frankreich entweder von den Arbeitgebern oder von den Arbeitern oder auch zum kleinen Teil von beiden gemeinsam geschaffen worden. Diese Bemühungen richten sich ganz nach den recht verschiedenartigen Bedürfnissen, die aus der Natur der Arbeit und den Lebensbedingungen der betreffenden Gegend erwachsen. Die Haupt Sorge gilt der „Wohnung mit dem Garten“. Dies ist die allererste Forderung der französischen Freizeitbemühungen. Auch Sportanlagen, künstlerische, meist musikalische Vereine gibt es. Neuerdings bemüht man sich auch um Säle für Theater- und Kinovorführungen. Man schafft Zirkel, die Vorträge veranstalten, auch Hauswirtschafts- und Werkunterricht wird durch diese Kurse vermittelt. Wandergruppen und Ferienlager und schließlich Zeitschriften für Erziehung, die allerdings den einzelnen Verlagsanstalten oder kollektiven Unternehmen gehören, sind vorhanden. Zu erwähnen wären hier vielleicht „la revue de la famille“.

In England ist von jeher eine große Vorliebe für den Sport, für Mannschafts- und andere Spiele vorhanden gewesen. Sie ist im Laufe der Zeit eine natürliche Eigenart des Engländers geworden. Mit dem Wachstum der Städte hielt freilich die Zunahme der Spielplätze nicht Schritt. Und so ist die Gesellschaft für Sport- und Spielplätze, die bereits seit acht Jahren besteht, heut darum bemüht, besonders in den dicht besiedelten Industriezentren diesem Mangel abzuhelfen. Der Sport ist in England der wesentlichste Teil der Freizeit des Arbeiters. Und hier haben die Engländer im Laufe der letzten Jahrzehnte Mustergültiges geleistet.

Auch Polen stellt die körperliche Erziehung in den Mittelpunkt seiner Freizeitgestaltung. In Polen widmen sich verschiedene soziale und staatliche Institute der Freizeitgestaltung. Aufenthalt in Freiluftanlagen verschiedener Art und Touristik sind die Hauptformen der physischen Erziehung in der Freizeit. Die organisierte Freizeitgestaltung gewinnt in Polen immer mehr Anhänger. Interessant ist auch die Bemühung Polens um den Betriebsport, der ähnlich wie in

Deutschland in der Werkspause, der sogenannten Zehn-Minuten-Sportpause durchgeführt wird.

Und nun wollen wir noch einen Blick in die überseeischen Staaten werfen. In den südamerikanischen Staaten finden wir schöne Ansätze der Freizeitbewegung. „Spielend lernen wir besser werden“, ist der Grundgedanke der argentinischen Arbeit an der körperlichen und geistigen Ertüchtigung des Volkes. Die Schaffung von Sportplätzen, Ferienkolonien, Kindererholungsheimen, Kindergärten, Touristik usw. ist das Werk der argentinischen Regierung, die sich um das Wohl des Arbeiters auch nach der Arbeit bemüht. Eine besondere Stellung nimmt Japan ein, und wir bringen daher einen ausführlichen Bericht über die Freizeitgestaltung in Japan aus berufener Feder in dieser Nummer unserer Zeitschrift. Die Freizeitbewegung in aller Welt ist gerade in dieser Zeit politischer Hochspannung ein außerordentlich wichtiger friedenserhaltender Faktor. Wenn die Völker sich in ihrer Freizeit einander näherkommen, dann ist damit die sicherste Brücke gefunden, den Frieden und die Verständigung untereinander zu fördern. Das internationale Freizeitbüro „Freude und Arbeit“ und die Weltkongresse und Tagungen, die in regelmäßigen Abständen abgehalten werden, werden mit dazu beitragen, diesen Weg der Verständigung zwischen den Völkern unbeirrt, trotz jüdischer Kriegshetze, in allen Ländern zu gehen.

**„SCHÖNHEIT DER ARBEIT“  
IST EINE GRUNDFORDERUNG  
DER NS.-GEMEINSCHAFT  
„KRAFT DURCH FREUDE“**







**KRAFT DURCH FREUDE — LACHENDES LEBEN**



4 AUFNAHMEN  
LEINKAUF

# FREIZEIT UND ERHOLUNG IN JAPAN

V O N J. K I T A Y A M A - J A P A N

Der europäische Begriff des Lebensgenusses ist dem japanischen Volk völlig artfremd. Freizeit und Erholung sind daher nur die sogenannte „schöpferische Pause“. Der „Mondkalender“ bestimmt Dauer und Datum der jährlichen Feste, die in Japan gehalten werden. Diese Feste werden nie von einzelnen, sondern immer in Gemeinschaft gefeiert.

Ich will hier einen kurzen Überblick über das Problem der Freizeit und Erholung Japans geben. Es gibt in Japan einen volkstümlichen Spruch für Arbeit und Erholung, er lautet: „Gut arbeiten, gut amüsieren!“ Dieser Spruch gilt für Schulen und Fabriken, für Bauern und Städter, für Angestellte und Arbeiter. Der Grundgedanke der Lebens- teilung in Arbeit und Freizeit oder Erholung ist mit dem deutschen Schlagwort „Kraft durch Freude“ am deutlichsten zum Ausdruck gebracht worden, jedoch hat das japanische Volk dank seiner völkischen Eigenart und durch die zweitausendjährige Tradition eine eigenartige Auffassung und praktische Ausführung der Freizeit und Erholung.

Man hört in Europa oft den Vorwurf gegen Japan, daß die japanischen Arbeiter nur arbeiten und nicht verstehen, das Leben zu genießen. Dieser Begriff des Lebensgenusses ist dem japanischen Volk völlig artfremd, weil diese Auffassung des Genusses am Leben aus gewissen individualistischen Motiven entspringt und der Eigenart des japanischen Familienstaates nicht entspricht. Statt dessen hat man folgende Auffassung in Japan, die ich hier mit einem altüberlieferten Spruch formulieren kann: „Keine Armut erreicht den fleiß.“ Das heißt, wenn man im Leben wirklich fleißig ist, bleibt einem die Armut fern. Mag materialistische Geschichtsauffassung darüber anders denken, so ist doch das japanische Arbeitertum von diesem einfachen, aber lebensermutigenden Optimismus befeelt. „Freizeit und Erholung“ bedeuten in Japan deshalb nicht das Arbeitsziel und den Sinn des arbeitenden Lebens, sondern

man sagt mit einem andern Spruch: „Wenn die Spannraupe sich ausstrecken will, um weiterzuschreiten, so zieht sie sich zuerst zusammen.“ Freizeit und Erholung können in diesem Sinne nur die sogenannte schöpferische Pause bedeuten.

Außerhalb der Schulen und öffentlichen Einrichtungen kennt der japanische Arbeiter nicht eine mehrtägige Freizeit und auch nicht den Sonntag. Die Wocheneinteilung ist in Japan erst seit etwa 70 Jahren bekannt, aber sie ist nicht in die kaufmännischen Betriebe, auch nicht in das Bauernvolk eingedrungen, weil sowohl das Kaufmannstum als auch das Bauertum von dem altüberlieferten „Mondkalender“ mehr hält als von dem neuen christlichen Kalender. Es gibt dafür angesichts des japanischen Volkstums und der alten Tradition entscheidende Gründe, die sowohl religiös als auch staatspolitisch aus dem Wesen des japanischen Volkes und aus seiner Geschichte entsprungen sind. Der erste Grund ist, daß der alte Kalender auf den Naturvorgang aufgebaut ist und sich nach der Himmelerrscheinung richtet. Der zweite Grund ist, daß diese Naturvorgänge zugleich religiöse Bedeutung tragen, die aus dem Erbgut der dreitausendjährigen Geistesgeschichte Ostasiens entstanden ist. Dieser alte Kalender mit seiner religiösen Bedeutung regelt und bestimmt das tägliche und nichtalltägliche Leben des Volkes.

An Stelle der wöchentlichen Freizeit an Sonntagen hat der japanische Kalender eine große Anzahl von Festtagen, die sowohl staatlichen als auch volkstümlichen Charakter besitzen. Zum Beispiel gibt es staatliche Feste, an denen die Urahn der kaiserlichen Familie, die Sonnengöttin, mit der Reiskultur zeremoniell gefeiert wird. Diese Feste werden unmittelbar durch die Hände des Kaisers als Obersten Priester des Landes vollzogen. Zu dieser Zeit feiert das ganze Bauernvolk in Japan das Erntefest in jeder Provinz und in jedem Dorf. Jedes Dorf hat einen oder zwei Dorf-

götter, die als Väter der Gemeinde in Tempeln verehrt sind; diesen Göttern der Dorfsippen gelten alle Feste.

Auch das Neujahrsfest, das nach dem altüberlieferten mythologischen Kult des Landes gefeiert wird, ist von großer religiöser Bedeutung. Es ist ein Volksfest, das eine ganze Woche dauert. Aber merkwürdigerweise sind die Betriebe und Geschäfte an nicht allen Tagen dieser Festwoche geschlossen; trotzdem nehmen die Japaner an diesem Neujahrsfest mit inniger Freude und auch Ehrfurcht teil. Die größten und intensivsten Feste werden im Frühjahr und Sommer gefeiert. Es ist nämlich das berühmte Kirschblütenfest, das fast einen ganzen Monat dauert. Männer und Frauen, alt und jung, kostümiert oder festlich angezogen, ziehen scharenweise in die Felder und auf die Berge und feiern inmitten der paradiesischen Schönheit der Kirschblüte. Die Tage dieser Feier sind nicht festgelegt, und die Auswahl dieses Festes wird den einzelnen Betrieben und Familien überlassen. An irgendeinem Tag schließt irgendein Betrieb oder Geschäft zu, und alle Angestellten und ihre Familienangehörigen ziehen mit Wein und Lebensmitteln, auch oft mit Musikinstrumenten, zur Kirschblüte. Es finden oft Festumzüge statt, an denen die ganze Gemeinde eines Dorfes oder einer Stadt mit künstlerischen Arrangements teilnimmt. Das Sommerfest hat den Sinn der Ehrung der Ahnen und insbesondere der Neuerstorbenen. Dieses Fest dauert etwa eine Woche und wird auch im ganzen Lande gefeiert. Einzelne Betriebe werden geschlossen, um den Angehörigen die Möglichkeit zu geben, ihre Ahnengräber im Tempelhof zu besuchen. Bei diesem Ahnenfest gibt es besondere Tanzveranstaltungen im Freien, wo alle Menschen, Männer und Frauen, ohne Rücksicht auf Rang und Würde, sich in einem Reigentanz amüsieren. Dieses Tanzamusement gilt auch für die verstorbenen Seelen, die nach dem buddhistischen Glauben ihre lebendigen Angehörigen besuchen. Diese alten Feste, die heute noch im ganzen Lande trotz der modernen Technik, trotz der großkapitalistischen Betriebe, fast ohne jede Verblässung und Niellierung lebendig sind, haben Tradition von zumindest mehreren hundert Jahren, und einige davon gehen auf die alten mythologischen Zeiten vor 2000 Jahren zurück.

Außerdem gibt es Kinderfeste für Mädchen im März und für Knaben im Mai; diese Kinderfeste sind zugleich Familienfeste und für alle Japaner Erholungstage. Dem japanischen Volk ist es fremd, nach persönlichem Ermessen oder nach irgendeiner technischen Bestimmung ohne kultischen oder staatlichen Anlaß für sich oder für einzelne Familienmitglieder Ferien zu nehmen. Denn in Japan hat nicht der einzelne seine Arbeit, um zu leben, sondern die Arbeit ist der Dienst am Staate. In diesem Sinne ist die Arbeit in Japan Ehre und Stolz des Volkes. Dieser Geist der

Arbeit wird nicht nur von einer bestimmten Kaste oder von irgendeinem Beruf aufrechterhalten, sondern Soldat und Kaufmann, Beamte und Bauern sehen ihr Lebensziel nur im Dienste für den Kaiser und ihr Land. Ferner gilt die Erholung nicht für den einzelnen Arbeitenden, sondern für die ganze Familie. Die Erholungsfreude ist die Freude des einzelnen und zugleich der Familie, und sie muß auch schließlich die Freude des ganzen Volkes sein. Deshalb gibt es in Japan, außer für offizielle Betriebe, nicht die terminmäßige Erholungszeit, sondern nur Festtage, wo die Menschen nicht nur körperliche, sondern auch seelische und geistige Abwechslung und Erfrischung erleben.

Wir erblicken in dieser Auffassung und in der Art der japanischen Erholungsfesttage den uralten und tief in die Volksseele eingewurzelten Familiengeist. Ein Japaner lebt nicht für sich, sondern für seine Familie und für den Schirmherrn seiner Ahnen, nämlich den Kaiser.

Aus diesem Gefühl und Glauben des japanischen Volkes geht der Sinn der Freizeit in Japan hervor. Wenn ein Japaner von seiner Arbeit nach Hause zurückkommt, geht er nicht allein in irgendein Restaurant oder eine Vergnügungsstätte, um allein die Freizeit zu genießen, sondern er fühlt sich am wohlsten, wenn er in seiner Familie den Rest des Tages verbringen kann. Für die Freizeit spielen die Kinder in Japan eine unüberschätzbare Rolle, sie sind die unentbehrlichen Anreger für die seelischen und körperlichen Entspannungen des Tages. Die Kinder sind in Japan nicht nur die Träger der Ahnen, sondern sie sind nach einem alten Spruch: „Die Keile der Ehe.“

Unter den japanischen Arbeitern und Arbeiterinnen gibt es natürlich auch mehrere Hunderttausende, die nicht auf diese Weise ihre Freizeit erleben, weil sie entweder in irgendeiner Fabrikpension oder an fremden Orten getrennt von ihren Familienangehörigen wohnen. Um ihnen dieses Familiengefühl zu ermöglichen, strebt der betreffende Betrieb, das Familienleben im Sinne der Gemeinschaft der Angestellten zu pflegen. Die einzelnen Betriebe und Geschäfte haben wohl anstatt des wöchentlichen Sonntages je nach Art der Arbeit einige Feiertage im Monat. An diesen Feiertagen werden oft vom Betrieb aus gemeinsame Ausflüge oder künstlerische Veranstaltungen arrangiert.

Besonders für die jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen, die den großen Teil der Arbeitskräfte der modernen Fabrikarbeit in Japan ausmachen und später Familienväter oder Familienmütter werden, gibt es in vielen Betrieben sowohl Erholungs- als auch Erziehungseinrichtungen, die mit ihrer technischen Betriebsarbeit nichts zu tun haben. Innerhalb der Fabrikgebäude oder in den Fabrikpensionen sind eigene Räume mit Lehrkräften organisiert, wo die

Mädchen als Frauen und Mütter vorbildliche Erziehung genießen können. Die Mädchen lernen die altüberlieferten Frauen sitten: Blumenarrangements, Teekult, Musik, Kochen und Nähen usw. Sowohl für die weiblichen als auch für die männlichen Arbeitskräfte sind während der Freizeit sportliche Betätigung auch mit Lehrkräften ermöglicht, zum Beispiel: Gymnastik, Tennis, Fechten oder Schwimmen usw. Durch solche Einrichtungen wird die Freizeit für die jugendlichen Arbeiter sinnvoll und artgemäß in bezug auf die Tradition ausgenützt. Japan ist auch von der marxistischen Bewegung nicht verschont, die diese uralte Tradition und die einzigartigen und wertvollen Volkskräfte schonungslos zerstören will. Für das japanische Volk gibt es nichts Fremderes, als die bolschewistische Lebens- und Arbeitsauffassung, die das japanische Volksleben, die zweitausendjährige Kultur in ihrer Eigenart, den Ahnenkult, den Familien Sinn und den organisch gewachsenen mythologischen Staatsgedanken überhaupt nicht nur nicht begreift, sondern zerbrechen will. Wenn der Marxismus ohne Rücksicht auf diese uralten Kulturwerte Japans in diesem Volke die

Oberhand gewinnen sollte, so bleibt Japan nicht mehr Japan, und kein einziger japanischer Arbeiter wird ohne seine Tradition weiterleben können.

Die großkapitalistischen Schwierigkeiten müßten deshalb aus obenerwähnten Gründen auf einem dem japanischen Volk arbeitsgemäßen Wege gelöst werden. Sowohl die Regierung wie die einzelnen Betriebe bemühen sich seit langer Zeit, dieses Problem nicht ohne weiteres nach europäischem Beispiel zu lösen.

Die japanischen Arbeiter und Angestellten dienen dem Kaiser und dem Lande durch ihre Arbeit und stärken ihre Familienkräfte in der Freizeit. Mit einem Wort: „Die Arbeit muß an Festtagen kultisch gefeiert werden, um damit nicht nur die Erholung von der Arbeit zu sichern, sondern zugleich das Land in seiner Tradition durch alle zivilisatorischen Einflüsse der modernen Technik und Wirtschaft hindurch als einen nach eigenem Gesetz in sich geschlossenen Organismus im Gewebe der Weltwirtschaft und Kultur weiterbestehen und gedeihen zu lassen.“

Geht einer noch so leisen Gang,  
Er zieht doch stille Herzen mit.  
Und Herzen geben ihm den Klang,  
Sie flügeln feinen bangen Schritt.

Trägt einer auch gemeine Last  
Und scheint sein Alltag ihm gering,  
Der Feierabend kommt zu Gast . . .  
Wenn du dein Herz bereitest hast,  
Glüht Demant, wo die Träne hing.

Rolbenheyer

# DER BRÜCKENSCHMIED

V O N   B R U N O   W I L D E N H O F

Das Reihebrauen traf wieder einmal den Nikel Klement, seines Zeichens Schmied und begüterter Ackerbürger an der Steinernen Brücke. Wohl wurde dort mit derselben unförmigen Braupfanne hantiert, die brauchgemäß vom Rat der Stadt an die Grundbesitzer mit der Braugerechtigkeit verliehen ward; allein, was der Lengsfeld Kaspar oder der Unger Valentin in ihr zusammenrührten, das schmeckte gegen das Bier des Nikel wie aufgewürztes Waldkwasser. Der Schmied hatte eben sein eigenes Mischungsrezept, das er als einer der ersten „Gewanderten“ aus der Fremde mitgebracht, und man litt diese kleine Eigenmächtigkeit ohne Widerpart. Nikel war ein Mann mit einem gut Stück Welt-erfahrung, dessen Worte ehrlich und eindeutig fielen wie sein Hammer auf den Amboss. Derohalben hatte er nach seiner Rückkehr in die Heimat bald einen großen Freundeskreis um sich geschlossen.

Also gab es heute wieder ein kräftiges Schlürfen und Zungenschmalzen beim Schmied, seitdem der Bierkegel zum Hause herausging. Es war an einem Märzabend und das Bachwasser an der Brücke stark aufgebläht. Männer saßen beisammen in derben Wämsern und hohen Stiefeln. Noch glimmte durch ihr Dasein die Fackel des Hussitensturms, als er das Gläßische Land vor drei Jahrzehnten mit Brennen und Morden überfiel. In pulvrigem Schutt hatte er das Städtchen zurückgelassen; nur wenige Häuser blieben unverfehrt, unter ihnen die Väterei des Klement, die auf einem der steilen Uferwülste des Waldkbaches lag.

„Die Teufelsbrühe zischt wie Dein Eisen im Brand, Nikel!“ schmahte der alte Hillebrand Wenzel, wobei er sein verwettertes Gesicht tief in den Krug steckte, daß man nur noch den grauhaarigen Bart sah.

„Gefeg'ns Euch Gott, Brückenschmied, noch ein Quart — noch ein Quart!“ Schäumend rutschten die Humpen, von den Lehlingen geschwenkt, über die grobgefügte Tischplatte in die kantigen Fäuste. Voller Überschwang irllichterte das Kienlicht bereits in den leichtgeröteten Augen.

Jetzt erhob sich der Adam Schildbach. „Und was ich noch vermelden möcht“, dabei wischte er sich mit dem grobtuchenen Ärmel umständlich die Bartstoppeln, „am Paulus-tag, bei der nächsten Ratsrenovation, seid Ihr als Schöffe schon vorbeprochen. — Kein Widerspruch — wir Geschworenen haben's sattfam durchgehacht —, ein ehelicher und tüchtiger Kerl wie Ihr gehört in das Stadtreghment auf die Schöffensbank!“

„Und für uns bleibt das Rächenschaftsbier, ha, ha“ — die Kunde johlte, und kräftig knallten die tönernen Kufen an die des Ratserkiesenen.

Mit Schmunzeln nahm der Schmied die Ehrung entgegen. Seine breiten Schultern hoben den starkgeformten Blondkopf weit über die Kumpane hinaus.

„Dank' Euch schön!“ — Er war einer der jüngsten Meister, voll flügger Gedanken. Ein solch offenes Vertrauen seiner Heimat ließ seine Seele turmhoch schwingen. Inzwischen schob ihm der Geselle einen neuen Krug zu, wobei er flüsternd meldete, daß das Wasser draußen langsam im Steigen begriffen sei. Der Wirt hob wohl einen Augenblick die buschigen Brauen. Gefahr vermutete er noch nicht; für ihn war's die übliche Frühjahrserscheinung.

Einer aber hodkte in dem Lärm finster auf der Bank und scharzte unwillig den weißen Dielensand. Es war Kaspar Lengsfeld. Im Orte wußte man längst, daß er dem Nikel seines besseren Gebräus halber gram war; aber daß dieser junge fant noch obendrein ihm, dem alten Gerbermeister, den still erhofften, ehrenvollen Schöppensitz wegschnappen sollte, das brachte den ohnehin verbissenen Graubart gänzlich aus den fugen.

Der Klement sah's, und da es ihm dünkte, der andere trage eine geheime Kummernis, griff er im Überschwang seines Glücksgefühls mit beiden schwieligen Fäusten nach dessen Gelenken und zog den unwirshen Alten unter dem Gelächter der anderen über den Tisch.

„Tauf' ihn, Nikel, mit Deinem herrlichen Saft!“ rief's übermütig von allen Seiten. Das war dem Kaspar zuviel. Mit einem Ruck machte er sich los.

„Weg, sag' ich — Dein gut' Gebräu — he —, das ist wohl auch mit den Prokopschen Gulden eingerührt.“ —

Der Schmied hielt's für einen Witz und schlug dem anderen lachend auf die Schulter.

„Hört's Euch an, Nikel!“ Der Gerber stand jetzt auf den Zehenspitzen und seine Blicke stachen wie Nadeln in die Augenhöhlen des Hochgewachsenen.

„Mit den hundert Gulden, sag ich, die der hussitische Prokop damals Eurem leibhaftigen Vater dafür ausgelohnt, daß er unseren Stadtvogt in seinem Schlupf verraten.“ —

„Lügenmaul — Pestilenz —!“ Wären die anderen dem Schmied nicht in den geschwungenen Arm gefallen, der Kaspar würde ein Kind des Todes gewesen sein. Nun, da der Lengsfeld sich außer Gefahr sah, schrie er aus Leibeskraften:

„Und das sag' ich Euch, Nikel, über einer Wagendeichsel haben sie dem Vogt den Schädel runtergehaun, die Häuser niedergeschmort — Eures Vaters Hof blieb stehen!“ — Die Stimme des Gerbers war jetzt dem Kreischen nahe, und drohend schlotterte die hagere Faust in der Luft.

„Das war's was mir Euer sauberer Vater noch gestammelt hat, als ich ihn vor zehn Jahren von seinem eigenen Stricke runtergeschritten hab' — auf der Stelle will ich verrecken, wenn's nicht wahr ist!“ —

Es hätte in einem Weinhaus nicht stiller sein können, als jetzt nach der Anklage des Kaspar. Lautlos waren sie allmählich einer nach dem anderen hinausgeschlichen, indes der Nikel kreidebleich auf einem Schemel zusammensank. Kaum verspürte er den linden Händedruck der Frau Barbara, die im letzten Augenblick erschreckt herzugekommen war.

Eine Stunde mochte vergangen sein, als den Schmied ein fieberhaftes Schütteln überfiel. Stracks stand er auf, griff nach dem Rienspan und wankte zur Tür hinaus, nachdem er seinem Weibe die Begleitschaft abgewehrt hatte.

Noch um Mitternacht blakte der Kien in der rußigen Werkstatt. Wer um diese Zeit durch das vergitterte Fenster geschaut hätte, würde gesehen haben, wie es den Meister plötzlich an den Blasebalg trieb, daß es bald ein Höllenfeuer gab. Hastig zog er ein Vierkanteisen aus der Rotglut, schlug es mit dem rasenden Schwung des Vorhammers zum Bügel, um die Rundung bald darauf kopfschüttelnd wieder zurückzustrecken, bis alles unter einem dumpfen Fluch klirrend in die dunklen Ecken flog.

Wieder ward der Kien ruhelos in die Faust genommen. Nun ging's die ausgeschürfte Rundtreppe zu den Kellern

hinab, als ob den Schmied ein stummer, unerbittlicher Befehl dahin zöge, einem unheimlichen Geheimnis nachzuspüren.

Er durchschritt den Vorderraum, immer sein geisterndes Schattenbild neben sich, gelangte in den zweiten Keller und hielt stutzend am Eingang zum tiefer gelegenen hinteren Gewölbe. Hier war der Fußboden mit Grundwasser überspült, eine Beobachtung, die er in der Väterei noch niemals gemacht hatte. An der gegenüberliegenden Wand entdeckte er einen schartigen Pflug und schritt, um ihn vor der Nässe zu schützen, kurzerhand in die knöcheltiefe, lehmgelbe Wasser hinein.

Plötzlich tor kelte der starke Mann. Das rechte Bein sank ihm bis ans Knie in eine schlammige Masse. Hatte hier das Wasser etwas Unterirdisches aufgewühlt? Alle Sinne waren mit einem Male zum Zerspringen angespannt. Mit einem Ruck faßte er hinein, griff etwas Hartes, ein schmiedeeisernes Kästchen, das er mit einem Ruck aufbrach — Goldmünzen glurten im Blaklicht — mit dem Bildnis Kaiser Sigismunds — Nikel zählte einmal, zweimal — hundert Gulden waren's.

Am anderen Morgen legte der Schmied das Kästchen dem Adam Schildbach vor.

„Er hat recht, der Kaspar, mein Vater war ein elender Verräter. Nehmt's für die Notleidenden der Stadt!“ Der Stimme fehlte jede Schwinge.

„Nikel, wir müssen's tragen. Geheuer war's uns allen seit Eures Vaters schimpflichem Abgang nicht. Genaues aber hat nur der Gerber gewußt.“ Halb verlegen klangen die Worte des Alten, und in seinen Wimpern glänzte eine Träne, als er dem anderen die Hand auf die Schulter legte.

Nikel Klement stakte langsam wieder in die Vorstadt hinab. Er ging wie in einem mannhohen Graben, eingezwängt von leblosen, weltabschnürenden Wänden, bis ihn ein donnerartiges Getöse aufhorchen ließ. Das rollte heran mit breiten, giftigen Wasserwalzen, zerschlug sie unter wildem Gebrüll an den Pfeilern der Steinernen Brücke und ledte schon lüstern nach den oberen Brüstungsbogen. Dorthin hatte er's kaum bemerkt. Zu tief war er in den Sog seines Seelenstrudels gezogen worden. Das Volk drängte sich angstvoll und machtlos an den Ufern; niemand wagte sich mehr auf die Brücke. Wenn der aufgepeitschte Bach, ständig wachsend, nicht mehr durch die Bogen schießen kann, springt er über die Mauern — und dann Gnade Gott der Unterstadt.

Der Schmied ist inzwischen in die geschützte liegende Werkstatt getreten, und nun schreitet er, seinen mächtigen Vorhammer in der Rechten, über die Brücke dem Mittelpfeiler zu.

„Mann — — Nikel — — den Verstand hat's ihm genommen.“

Der Klement ist taub, lehnt sich über die Brüstung und starrt ins Wasser. Krampfhaft umfaßt die Faust den Hammer. Sein verlängerter Arm ist's, mit dem er das Eisen nutzvoll gestaltet oder es grimmig zerschlägt, wenn es ihm für das Leben wertlos erscheint. Und auch jetzt treibt ihn ein dumpfes Gefühl, schicksalhaft irgendwie zuschlagen zu müssen. Will er die Quadern zertrümmern? Mit Achselzucken starrt die Menge zu dem Einsamen auf der Brücke hinüber, dem der Wind die Haare strähnt. Schweigend starrt indes der Nikel hinunter. Das zieht, das rast unter ihm vorbei wie auf breiter Heerstraße mit funkelnden Speißen, Morgensternen — und immer dieselbe hussitische Frage des Anführers, des wilden Prokop, an dem sich der Vater ehrlos vertan.

Jetzt klirrt ein einziger verzweifelter Ausschrei vom Ufer herüber.

„Nikel, rette Dich!“ — Langsam hebt er den Kopf und sieht den Fluß hinauf. Dort wälzt sich's heran, wie ein zerflackerter Helm sieht's aus, ein mächtiger Dachstuhl — „Verloren, alles verloren —“ entsetzt weicht das Volk zurück. Wenn der sich vor die Brücke legt, dann ist die Unterstadt mit Mensch und Hütte dahin.

Der Brückenschmied streckt sich plötzlich, als fasse er nach dem Blasebalg. Die Handsehnen droßeln den Hammerstiel stärker und stärker. Sein Gesicht ist gehämmerte Form unerhörter Kraft.

Da poltert's schon an die Pfeiler mit ohrenbetäubendem Krach. Ein Sprung — auf den schwankenden triefenden Sparren steht der Nikel, und wie ein jäher Wetterstrahl zerfehrt sein Hammer das gefährliche Gerüst. Balken um Balken löst sich und saust durch die Brückenbögen. Noch gilt's, eine Giebelwand zu zerspellen. Der Schmied schlägt zu, als hätte das wahnwitzige Element auf seinen Amboss gespannt. Er achtet nicht der Stangen und Riemen, die zu seiner Rettung schleunigst herabgelassen werden.

„Nikel, herauf — halt Dich fest!“

Da verrammen sich im Absplittern die letzten Hölzer — ein jähes Aufbäumen — hinterrücks schlägt es mit zermalnender Kraft über dem Mann zusammen, und in der nächsten Sekunde ist alles von der tollen Strömung durch die Brückenhöhle fortgerissen. Die Stadt aber ist gerettet.

Tage hat es gedauert, ehe sie nach der Rückflut der Wasser weit drunten im Ufergelände den Toten gefunden, und außer dem verstörten Kaspar Lengsfeld fehlte kaum einer im glätzischen Städtchen, als man tieferschüttert den Brückenschmied in den beschatteten Kirchhofsrasen bettete.

## DIE RUTE LUPPE

VON GRÜGER-BIELENDORF

Dr Kleppmeller hoatt 'ne Bratmehle, 'ne schiene Wärtshoast oan oals, woas a braucht, oan doas woar nie wing. Mett da Langhelzan schpielt a remm wie mett Schtreichhätzlan oan sei Pfade kunn a oalle viere ondr a Arm nahma, oan die woarn geweeß a nie vo Pfafferkucha, die della Pfadla.

Oa am Sennobnde a su em Oallerheilichn rem, do hoatta se beim Kleppmeller a Schwein geschloacht. Dr Kleppmeller hoatt a klänis Värtalla drvo verdrocht oann doaß 'm de Hoosa nie ploahya, wull a a poar Schreete ebr a Barg nausgiehn. Dr Nabl loach schonn a poar Toache ei a Pefcha oan koam 'm Darfe immer nender, 's wur a ganza Toag goarnie rechtich halle.

Dr Kleppmeller noahm de flinte oan schteft lus, ei sämm Wärtshoastwääche naus. Baale hoatt 'n der Nabl eigefoacht, a soach rän goar nisch. Nie weit vom Hofe schtien oam Wääche a poar kläne fichtla, datt wull a sich erscht amool a beßla verbloosa. Off amool, do sitt a ei dam Nabl woas woackann, na 's watt woll a Hoase sänn, doocht a. „Wenn de nie baale weggiehst, do drschiß ich diech“, brommte dr Kleppmeller oan macht sich fertich. Oabr doas Woackliche koam immer nender, 's wur immer länger, off amool sitt a, doaß es hä Hoase, doas es a Fuchs. 's tauerte nu nie lange, do knoallts oan a blie ledha. Dr Kleppmeller schmieß a sich off a Tiede oan macht off hämzu. Doas Deng hoatt 'm Spaaß gemacht, asu flink woar a nooch nie zu am Fuchs komma. Na, Seine watt sich frään, a hoatt dr doach schonn lange 'ne neie Boa verschprocha. De muß ju moandhmool a Fche judredha, wenn a amool a beßla ebr a Schtrank schluch oan scheet aus dr Schänke koam.

Groade wie a ebr a Hof ging, do pläkte Seine aus 'm Schtoalle: „Heinrich, komm oach glei amool ei a Schtoal, mett dr Sau watts lus gien.“ „Nu, do beschteilt oach de Heboamme“, schrier a zurecke, macht oabr de Schriete

doach a wing länger, wie a ei de Schtoobe ging, de flinte oa'n Nääl hing, a fuchs off de Deela schmieß, mett 'm fuße ondr de Banke schubbst oan de Joachttoasche hieleet, drnoodch lief a ei a Schtoal. De Saue woar woll a wing unruich, de gronzt oan schnarcht oan wiehlte eim Schtruz. „Mr wann hall heite noacht awing noochschaan missa“, säät a, wie se aus'm Schtoalle rausginga.

Wie se ei a Hof koama, do schtoand dr Pinkertschuster ondr 'm Hofetärkla oan plääkt: „Du, Kleppmeller, sollst glei ei de Schänke komma, 's es a Kalle do vo dr Genossnschoaft, komm oach baale, dr Schulmäster es a schonn nemm.“

Dr Kleppmeller wescht sich de Hände oa a Hosa oa oan säät zu Seiner: „Jech muus noch nemm zu Exnan, 's es ähner vo dr Genossnschoaft do; wennis mett dr Saue säll schlemp waan, do loos mich oach hulla.“

„Nu's watt dr ju lange poassa. Komm oach nie goar zu schpeet häm.“

Off doas fette Woalfläsch woarn a paar Glest Bier woas wärlch Guts, oan je mehr a troank, desto besst schmoachts'm. A su tommp die ganza Genossnschoaftn sonst sänn, änn guda Gedanka hoan se moandmool doach.

A andann Toag, 's ging schonn off an Mettich zu oan de Kleppmellern woar noch ei dr Kärche, do soaß har hendärm Tefche oan poaßt offs Friehtschtecke. De Schleißern hantierte ei dr Kech, ma hoart doas Tallegerkloapper, de Tiere schtoan a Kexla offe. Do fruch dr Bratmeller wa „Seine“ wär, oabr de Schleißern hoat bei dam Gewärt-schoafte nie rechtich gehoart oan doocht, a freet nooch 'm Schweine, woas gestann schonn asu tommp toat: „Die aale Lauke hoots de ganze Noacht beganga, die toakt sich goarnie aus.“ Asu wie'm Kleppmeller dr Schadl brommt, do muß a doach lacha.

Drnoodch koam Seine häm. De wulls woll mett'm wedr gutt macha, weil sn asu groob oageranzt hoat wie a schpeet hämkoam, nu woar sche ei dr Kärche gewaast oan ganz verfehnlch geschtemmt. De schubbst de Joachttoasche off de Seite die nooch off dr Banke loach, oan wull sich zum säta. Na, doocht dr Kleppmeller, etj watt aoll a verflimtis Gewitter komma, oan wie a off de Joachttoasche verfällt, die sonst immer bei dr flinte hing, oan do fiel'm woas ei, woas woll da Frieden zwescha ihm oan Seiner baale wedr harstella kunn. A koam henderm Tefche avier oan troat zr Banke, datt bodit a sich, doas'm ganz schwarz vier a Pcha wur, drnoodch knieta off de Deelee doas oalle Neete krachta, fielt mett dr Hand rem oan nemm, brommt a besla, woas Seine nie verchtunn, oan schtoand wedr uuf. Seine soach'm zu oan woßt goarnie woas dam Moanne

eintlich eifiel. Dr Moan fuhr sich mett dr Hand ebr a kooop, oan nooch ämm Wälla, do freet a, ebb se waas vo amm fuchsge gesaan hätt, a hätt doach gestan em a Obnd änn meet reibroocht.

„In fuchs?“ mäntt Seine, „vo amm fuchsge hoa ich nischd gesaan, warscht dich woll ärrn, 's watt woll a Oaffe gewaast sänn.“

„Tommis Zeik,“ knärchtete dr Kleppmeller, „iech hoa doach gestann 'n fuchs geschuffa oan hoa a do endr de Banke geschmessa weil de mich ei a Schtoal riefft.“

„Doas wart dr woll getraamt hoan.“

A noachm de flinte oan soach nei, do schtoacht noch die laare Patrone drenne, damnoch muuß a doach geschossa hoan. Wu es dr fuchs hie?

A drzeelt Seiner oals wies woar, do plääkt Seine off ämool:

„Warum hoßt dns Maul nie oofgemacht? Wie iech gestann em a Obnd aus'm Schtoalle oan ei de Schtoobe koam, do lief a su a ruter Hund drenne remm oan do hoa ich de Tiere offgemacht oan geplääkt, mach dich naus, du rute Luppe, oan do macht a wie a feierstrohl zr Tiere naus oan fatt woar a. Sell'n doas dr fuchs gewaast sänn, es dn dar wedr lebendich gewoarrn?“

„Na a su a versuchtis Oos. Freilich es dar nie ganz tut gewaast oan a hoot sich wedr drhullt. Näha, hoßt du dn nie gesaan doas doas kä Hund woar, asu viel sitt ma doach.“

„Jech hoa doach kä Oahnung gehoat doas du 'n fuchs mietgebroocht hoßt. Fenster woarsch ei dr Schtoobe a schonn, oan a lief immer andr a Bänka hie aan har. Wu kunn iech dn offda Gedanka komma, doas doas a fuchs wär, oan iech soachs doach blus andr a Bänka hie oan har wuscha. Schold best du, warum hoßt'n de Gusche nie uufgemacht?“ „Nä, häst du oach de Tiere zugehaala. Nu koannste dir dan schinn Boa dänka, dan ich dr hätt macha loon.“

„Jech ploamp mr droof. Oan etj mißt iech groade droffe beschtehn, doas mr änn kääfft.“

„Jo, vo Schweinslaader.“

Do plinkerta Seiner schonn de Träppla ebr de Wanga, oan doas kunn dar delle Moan nie saan. A leet 'r a Arm em de Oacksl oan säät:

„Nu bes oach gutt, Matilde, wenn ich dam fuchsle wedr begään, do schiß ichs zweemool tut, oan do kriechste schonn noch de Boa oan vrlächt a nooch 'n Muffer drzu.“

Do woarsch, oals wenn de Sunne darch Räänwolka schännt, oan se fräät sich ebr dan Moan, darde wie a Riefe Goliat auffoach oan wie an Kënd gutt woar.

Oderberg

Die von der deutschen Politik erzwungene Lösung der tschechischen Frage hat auch dazu geführt, daß Polen seine Ansprüche auf das südlich der Olša gelegene Gebiet befriedigen konnte. Es hat sich am 1. Oktober die beiden politischen Bezirke Tschechisch-Teschen und Freistadt von der Prager Regierung ohne Abstimmung überantworten lassen und diese Gebiet (rd. 800 qkm) in den folgenden zehn Tagen militärisch besetzt.

Mit dieser sehr wertvollen Erwerbung ist Polen tiefer in die Mährische Pforte vorgerückt. Es hat mit dem Jablunkapaf den wichtigsten Übergang in das obere Waagtal in seinen Besitz genommen, die Kaschau-Oderberger Bahnlinie, um die die Tschechen 1918/20 erbittert gerungen haben, liegt nun mit ihrem Westteil im polnischen Staat. Dicht an dieser Verbindungsstrecke zwischen den slowakischen Erzlagerstätten und den Kohlenvorkommen von Ostrau-Karwin befinden sich die riesigen Hüttenanlagen von Trzyni, die im Jahre 1937 485 195 Tonnen Roheisen und 560 781 Tonnen Rohstahl erzeugten. Dieses gewaltige Werk basiert, wie die zahlreichen industriellen Großbetriebe des Freistädter Landes (Kabel- und Draht- und Röhrenwerke, Eisenbahnwerkstätten, Maschinen, Schrauben, Nagelfabriken, Ölraffinerien usw.) auf der ausgezeichneten Kohle des Ostrau-Karwiner Reviers, dessen Nordteil mit den Mittelpunkten Orlau, Karwin und Freistadt ebenfalls in dem von den neuen polnischen Grenzen umschlossenen Gebiet liegt. Nimmt man dahinzunoch die Erwerbung von Oderberg mit dem größten und wichtigsten Bahnhof der ehemaligen Tschecho-Slowakei und dem eigentlichen Verkehrsmitelpunkt der einzigartigen Durchgangslandschaft der Mährischen Pforte, dann wird man ermessen, was diese räumlich nicht allzu große Grenzverschiebung für Polen bedeutet.

Die Berechtigung dieses Vorstoßes über die Olšagrenze hinweg, die seit 1920 mitten durch das alte Teschner Herzogtum hindurch Polen und die Tschecho-Slowakei von einander trennte, ist seit jenen stürmischen Zeiten leidenschaftlich verfochten worden. Neben den ethnographischen spielten dabei merkwürdigerweise auch historische Gesichtspunkte eine gewisse Rolle, während natürlich in Wahrheit die Einsicht in die außerordentliche wirtschafts- und verkehrspolitische Wichtigkeit der Mährischen Pforte dahinter stand. Das alte Teschner Herzog- und später Fürstentum reichte von der Biala im Norden bis zur Ostawitza im Süden. Von dem alten polnischen Reich hatte es sich mit den übrigen schlesischen Ländern schon 1163 gelöst. Im Trentschiner Vertrag des Jahres 1335 war der damit eingeleiteten Entfremdung ein Staatsvertrag zwischen Polen und Böhmen gefolgt, in dessen Oberhoheit sich die schlesischen Herzogtümer inzwischen begeben hatten. In ihm wurde „auf ewige Zeiten“ der förmliche Verzicht der polnischen Krone auf die ihr in Wirklichkeit längst entglittenen Gebiete an den Beskiden, der Oder und den Sudeten ausgesprochen. In dieser Abtrennung war auch später niemals mehr eine Änderung eingetreten, so daß sich historische Gründe für die auch auf das Teschner Land erhobenen polnischen Forderungen nicht beibringen lassen.

Etwas anders steht es in ethnographischer Hinsicht. Hier hat die massenhafte Bergarbeiterzuwanderung aus Galizien seit den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts zu einer starken Vermehrung des polnischen Anteils der Bevölkerung geführt und manche der altansässigen, national unentschiedenen Schlonfaken auf die polnische Seite gedrängt.

Die letzte altösterreichische Erhebung von 1910 zählte daher im ganzen Teschner Lande, in Ostschlesien also: 233 850 Polen, 115 597 Tschechen und 76 923 Deutsche, wobei nach der Umgangs-

sprache gefragt wurde und sich erwiesenermaßen beträchtliche Bevölkerungsteile zur polnischen Sprachgemeinschaft bekannten, die politisch auf dem Boden der deutschfreundlichen Schlonfakischen Organisationen standen. Das gilt vor allem für die Gegenden um die Städte Teschen, Skotschau (woher der Soben von den Polen ausgewiesene Schlonfakenführer Koźdon stammt), Schwarzwasser, aber auch von Bielitz, Freistadt und Oderberg. Für die jetzt zu Polen geschlagenen politischen Bezirke Teschen und Freistadt lauten die entsprechenden Ergebnisse der Sprachenzählung von 1910:

Teschen: 77 147 Polen, 6 204 Tschechen, 17 045 Deutsche  
Freistadt: 75 462 Polen, 28 103 Tschechen, 15 159 Deutsche

wobei sich die Ziffern auf die ungeteilten Bezirke beziehen, von denen allerdings nur kleinere Teile über die Olša herüberreichten und schon vor 1938 zu Polen gehörten. Das ansehnliche Deutschtum, das diese Zahlen erkennen lassen, stellte eine kulturell und wirtschaftlich sehr bedeutende Schicht im Lande dar, die vor allem die größeren Städte und den Westzipfel des freistädter Bezirks, die Gegend um Oderberg, bewohnte. Hier — im Gerichtsbezirk Oderberg — lebten

1910 9 808 Deutsche, 10 355 Tschechen und 18 118 Polen,  
1930 7 537 Deutsche, 35 714 Tschechen und 4 755 Polen,

und dazu noch 2 439 „Staatsfremde“, von denen die Mehrzahl polnischer und deutscher Volkszugehörigkeit gewesen sein dürfte. Das riesige Anwachsen der Tschechenzahl deutet auf die systematische Durchsetzungspolitik der fremden Volksgebiete durch die tschechischen Machthaber hin, die in den Werkstätten und Bahnanlagen von Oderberg eine starke Stütze fand. Wie man sieht, blieb die deutsche Volksgruppe dabei in ihrem Bestand über alle Veränderungen jener Zeit hinweg einigermaßen erhalten, eine Erscheinung, die in den politischen, von Volkszählungsfälschungen unabhängigen Wahlen wie den Bezirkswahlen von 1935 noch kräftiger hervortritt:

Gerichtsbezirk Oderberg: 4 403 deutsche,  
12 775 tschechische,  
2 860 polnische Stimmen.

Innerhalb dieser deutschen Gruppe spielen drei Ortschaften eine besondere Rolle: Oderberg, Pudlau und Neu Oderberg. Sie gehören zum geschlossenen deutschen Volksgebiet, das hier bei Ratibor und Hultschin über die junge Oder herübergreift. Für die drei genannten Gemeinden zusammen ergaben sich für 1900, 1910, 1921, 1930 und die Wahl von 1935 folgende Ziffern:

1900*)	4 014 Deutsche,	891 Tschechen,	3 256 Polen
1910*)	7 356 „	969 „	4 204 „
1921	6 445 „	4 504 „	1 761 „
1930	6 526 „	8 566 „	1 349 „
1935	3 824 „	3 638 „	872 „

Sie erweisen das Vorhandensein einer klaren und bodenständigen deutschen Bevölkerungsmehrheit, da sich unter der hohen Zahl der Tschechen seit 1921 sehr viele künstlich herbeigezogene Elemente (Bahnbeamte, -arbeiter usw.) verbergen, die inzwischen wieder abgewandert sein dürften. Die Zahl der Polen ist dagegen außerordentlich gering — etwa 10 v. H. der Gesamtheit — und zwar, wie die Wahlziffern von 1935 belegen, durchaus nicht infolge tschechischer Volkszählungsmanöver, sondern in Wirklichkeit. Die hervorragende Wichtigkeit gerade dieses verhältnismäßig kleinen Stückes deutschen Volkslandes bedarf kaum eines Hinweises. Gewaltige Industrieanlagen, Stahlwerke, Hoch-

\*) Vor 1921 hieß die Gemeinde Neu Oderberg Schönichel.

Quellen: Gemeindelexikon der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder, Wien 1906, Bd. II; Orts-Repertorium von Schlesien, XI. Bd., auf Grund der Ergebnisse der österreichischen Volkszählung vom 31. Dezember 1910; Stat. Lexikon obcí v. Rep. Českoslov. Prag 1923 und 1935 für die Wahlstatistik Kur Witt, die Teschner Frage, Berlin 1935, Anlage 5, S. 278.

ofen und Walzwerkbetriebe, Kabel- und Drahtfabriken mit zum Teil Tausenden von Arbeitern und der Bahnhof, in dem die Schnellzugstrecken von Breslau—Berlin, Prag, Wien, Kaschau, Budapest, Krakau und Warschau zusammenlaufen, machen Oderberg zu einem Knotenpunkt von Wirtschaft und Verkehr. Das ortsanfässige Deutschtum hat von altersher an der Spitze seiner Entwicklung gestanden. Es bleibt zu hoffen, daß auch der neue polnische Herr diese Leistungen würdigt und sich bewußt bleibt, welche starke großdeutsche Gemeinschaft am Schicksal dieser alten deutschen Gemeinden teilnimmt.

Kurt Franz

## KRAFT DURCH FREUDE

### Puppenspieler unterwegs

Ein Mann in Berlin hat einmal den inhaltschweren Satz geprägt: „Das Puppenspiel ist das Theater des Dorfes!“ (Ja, denkst du? sagt der Breslauer und der Breslauer Kasper natürlich auch.) Der Mann war aus Berlin, der mußte es ja wissen, und dem glaubte auch ein Kreiswart in OS., und weil er ein Mann der Tat war, lud er eine Handpuppenbühne ein, in seinem Kreise zu spielen. Welch eine Freude, wieviel Mühe und Zeit wurde noch einmal darauf verwendet, jede Puppe noch einmal kritisch angesehen, jedes Stück noch einmal in die Hand genommen und überlegt, ob man es auch wirklich braucht. Es sollte nicht wieder heißen, wie schon oft auf dem Dorf: Wozu brauchen sie denn soviel Gepäck? Der Puppenspieler, der hier immer spielt, hat nur vier Leisten, die er ans Fahrrad bindet und die sechs Puppen hat er im Rucksack! „Ja“, sag' ich darauf, „ich will aber doch auch für die Erwachsenen spielen!“ Der andere: „Da wern se bei unsern Pauern aber ke Glück nich haan. Das is doch varickt, woas ins de „Kroft durch Freude“ olles zumuten tut. Koschpale ja Grube, varickt!“ Nach zwei Stunden kommt der Gastwirt wieder: Na, Sie baun ja a richtiges Theater uff, fugoar mit elektrischem Lichte und Kulissen, so nennt man doch die bemoalta Dinger, na gell?“ Nachdem ich ihm noch ein paar Puppen zeige und er begeistert seine Frau geholt hat, sagt er: „Ja, jancee, nee, wenn doas alst is, doas glee ich schon, doas de woas dron is, doas hoatma ja nich gekannt, sußt hätt ma schon a wing mehr Reklame gemacht.“

Der Begriff „Puppenspiel“ ist den Erwachsenen völlig fremd geworden und es ist sehr schwer, sie erst wieder einmal vor die Puppenbühne zu bringen. Hier in OS. merkt man, was es heißt, kulturelle Volkstumsarbeit leisten.

Oft sieht der Kasper traurig auf der Spielleiste, wenn er hört, daß in einem Dorf 800 Handzettel verteilt wurden, der KdF-Wart von Haus zu Haus gelaufen ist und für den Kasper geworben hat und am Abend 3 in Worten: Drei Personen im Theater erscheinen. Dierzehn Tage vorher wird bekanntgegeben: KdF. kommt mit Puppenspiel ins Dorf. 3 Uhr ist Anfang. Einige Kinder, die allerkleinsten, sind da, und auf die Fragen nach den anderen bekommt man die Antwort: Der Herr Pfarrer hat um 4 Uhr Religionsunterricht für die einen, die anderen sind beim Herrn Kaplan zur Beichte. Oder im anderen Dorf. Ein Tag vor dem sogenannten Ablaßfest. Der Gastwirt: „Heute wird wohl nicht los sein, der Pfarrer und zwei fremde Pater hören Generalbeichte.“ Der Erfolg ist verblüffend. 20 Personen sind in der Vorstellung. Zwischen Beichte und Kommunion kann man sich nicht „weltlichen“ Dergnügungen hingeben.

Schwer hast Du es manchmal, Kasperle. Du willst altes Volksgut heben und versunkenes Brauchtum wieder lebendig machen? Hab'

nur Geduld und Mut, 700 Jahre haben dich nicht untergekrigt. Bring' Dich nur recht lebendig in Erinnerung. Als Kinder haben sie Dich alle sehr geliebt und jetzt haben sie Dich nur etwas vergessen. Es ist nur Unkenntnis, kein schlechter Wille. Stolz wie ein Spanier bekennt ein Hitlerjugendführer: „Wir sind eine Kampforganisation, was sollen wir mit Puppenspiel?“ Als ob der Kasper noch nie gekämpft hätte. Ist er vielleicht nicht tapfer? Hat Theodor Körner nur mit dem Schwert gekämpft? Da heißt es halt, auf in den fröhlichen Kampf. So Kasperl, jetzt hast Du mal eine kleine Visitenkarte abgeben, damit ihn alle, die ihn vergessen haben, wieder kennenlernen. Mir hat er ins Ohr gesagt, daß er noch lauter reden kann und daß er von den Spießfahrten auch viel Schönes berichten kann. Warum soll der Kasper nicht auch mal Sorgen haben? Die Hauptsache, daß man bei den verantwortlichen Stellen immer daran denkt, mit Kulturarbeit läßt sich kein Geschäft machen. Ihr müßt einmal die Gesichter der deutschen Väter und Mütter sehen, die vor der Kasperbühne sitzen, wenn es das erste Mal auch nur 30 bis 40 sind. Wie die alten Augen wieder jung glänzen und wie sie ohne großen Anstoß einstimmen in das fröhliche Kullala des Kaspers. Wir wurden wirklich zu einer Gemeinschaft, alle gaben dem Kasperl gern Antwort, und ganz Beherzte wußten sogar ein Wort einzuwerfen oder gar eine Unterhaltung zu führen. Wie oft kamen nachher die Erwachsenen hinter die Bühne, die nie ein gutes Puppenspiel erlebt hatten, um nur den Kasperl, den lieben frohen Kerl und all die anderen Puppen einmal von der Nähe zu betrachten. Wenn uns dann beeindruckt vom Spiel Männer und Frauen danken mußten, dann vergaßen wir alle Müdigkeit, alle Enttäuschung und freuten uns dieser schönen Aufgabe: Freude bereiten im Dienste der Volksgemeinschaft. Darauf kam es an, nicht durch programmatische Reden, sondern durch unser ganzes Denken und fühlen, durch das Zeichen dieser deutschen Gestalten, durch das Erlebnis von Treue und Hingabe für unser deutsches Volkstum zu werben. Nicht eine Person, sondern eine alte deutsche Volkskunst zeigte ihnen die Schönheit ihrer deutschen Muttersprache, all das Leben und die Wärme, die dem deutschen Wesen eigen ist, und was ein Film nie zu geben vermag. Wie das Ursprüngliche, das Persönliche, das ja gerade dem Puppenspiel so eigen ist, auf die Menschen wirkte, das konnten wir eben täglich, während und nach dem Spiele spüren.

Von den Kinderspielen, die von den kleinsten bis zu den größten so voll Leben und so voll Freude waren, daß selbst die Erwachsenen ganz darin aufgingen, wollen wir nicht viel erzählen. Die kleinen Kerle machten prächtig mit. Ist es denn nicht einzig ... wenn ein Kind, um Kasperl zu helfen, seine Soldaten anbietet? ... wenn ein Junge, am Tage vor dem Spiel in die Kasperbühne einen Bonbon hineinwirft, als er hört, daß der Kasper hier wohnt? Wenn die kleinen Gäste nach der Vorstellung auf daheim, auf Vater und Mutter verzichten, um bloß beim Kasper bleiben zu können. Und die vielen trefflichen Einwürfe, die man in ihrem Urwuchs nur aus der Situation heraus verstehen kann. Kurz vor meiner Rückfahrt dankte mir in Oppeln eine Frau. Vor unserem Spiel hätte sie sich daraufhin mit dem „ich bin halt schon zu alt dafür“ getröstet. Als sie aber am Abend darauf, nur auf ein Versprechen hin, vor der Puppenbühne saß, habe sie soviel Freude gehabt, daß sie davon noch anderen schenken konnte. Wenn eine Frau ihren Mann vom Spiel abholt und sagt zu ihm: „Na, du tälscher Koatle, du hoast dich wull schien lächerlich gemacht, daß Du do nei geganga bist, woas hoat Dir denn der Koasper fürgemacht, he?“ Der Mann klopf ihr auf die Schulter und sagt mit entsprechender Handbewegung: „Hast Du ne Ahnung, Alte, sooo war das!“ Diese Worte waren die schönste Anerkennung, die der Kasper bis jetzt für sein Spiel bekommen hat. Die schönste und schwungvollste Zeitungskritik ist ein Gestammel gegen die herzlichste Erklärung dieses Arbeiters.

Euer Kasper

als Sprecher für Peters Puppenspiele

Nun hat das Schauspielhaus in Breslau nach der längeren Sommerpause wieder seine Pforten geöffnet und präsentiert sich dem Besucher im festlichen Gewande.

Die beiden Erstaufführungen waren der heiteren Muse gewidmet. Zunächst ging Paul Hellwigs „Flitterwochen“ über die Bretter. Es erinnert in dem fast schwankhaften Aufbau der Handlung an die unzähligen Lustspiele, die nach französischem Muster in den Jahren vor und nach dem Weltkriege Deutschlands Bühnen beherrschten.

Alles taucht da wieder auf, was man längst abgetan glaubte: das Ehepaar, das gar keins ist, und das aus lauter Mißverständnissen heraus in die gewagtesten Situationen hineingerät, die böse Schwiegermutter, die erst zum Schluß merkt, daß sie nicht den richtigen, sondern den falschen Schwiegersohn vor sich hat, und schließlich auch die Freundin, die jeden Schritt des „ausgeborgten“ Ehemanns eifrig überwacht und dabei natürlich besonders komisch wirkt. Es gibt in diesem Stück natürlich viel zu lachen, und die Darsteller, an ihrer Spitze die Damen Brigitte König, Hanna Meyer sowie Werner Jantsch, der auch für die Inszenierung verantwortlich zeichnete, und Otto Osthoff ernteten verdienten Beifall.

Auf einer ganz anderen Grundlage beruht das Lustspiel „Der Lügner“, ein Werk von Carlo Goldoni. In einer alten Übersetzung hatte dieses Stück bereits 1774 seine Erstaufführung in Breslau erlebt. Mit dieser Neuinzenierung durch Kurt Hoffmann setzt das Schauspielhaus die Reihe erfolgreicher Aufführungen bedeutender Komödien der Weltliteratur fort und folgt damit einer Reihe erfolgreicher Goldoni-Aufführungen im Reich, an dem „Der Lügner“ in der Gestaltung von Anton Hamik besonderen Anteil hat. Die Breslauer Aufführung brachte dem Besucher für zwei Stunden wirkliche Heiterkeit. Menschliche Schwächen, menschliche Unzulänglichkeit und Überheblichkeit werden von Goldoni in erheiternder Weise ins rechte Licht gerückt. Da taucht der schüchternen Liebhaber auf, eine Memme in Männerkleidern, der aus Furcht vor einer offenen Liebeserklärung an seine Angebetete dem Lügner die beste Gelegenheit gibt, sich als großer Angeber und Aufschneider zu betätigen. Da erscheint der Diener des lügnerschen Kavaliere, der in tölpelhafter Manier versucht, die Schwindelereien seines Herrn nachzuahmen, und dabei immer wieder Schiffbruch erleidet. Da sind schließlich die beiden mehr als komischen Väter, die immer wieder auf die Schwindelereien des Lügners hereinfallen, und die beiden Töchter, deren Gunst wegen der Lügner zu immer neuen Ausflüchten greifen muß.

Die köstlichen Szenen werden von altitalienischem Volksliedgut musikalisch umrahmt. Kurt Hoffmann verstand dieses famose Lustspiel des Italieners Goldoni wirklich reizend in Szene zu setzen. Ganz ausgezeichnete Ludwig Geiger in der Titelrolle. Sehr lebendig und voller Temperament Hanna Meyer und Brigitte König als venetianische Schöne. Famos auch die Leistung Josef Prettenhalers in der Rolle des Dieners Arlechino. Dann auch Karl Eberhard als Dr. Balanzoni und Bruno Harprecht als Kaufmann Pantalone, die für ihre famose schauspielerische Leistung bei offener Szene verdienten Beifall erhielten. Sehr einfühlend und würdig wieder Otto Osthoff als venetianischer Kavaliere Ottavio.

Heinz Hoffmann hatte ein reizendes venetianisches Stadtbild hervorgezaubert, das dem Lustspiel den rechten Rahmen verlieh.

Herbert Lindner.

## E. W. Möllers Schauspiel „Der Sturz des Ministers“ im Breslauer Schauspielhaus

1768 lernt der junge Dänenkönig Christian VII. in Altona den Stadtphysikus und Chirurgen Johann Friedrich Struensee kennen. Sein Freund, der Graf von Kankau-Ascheberg, empfiehlt den eleganten Pfarrersohn aus Halle dem kranken König als Leibmedikus. Christian gefällt der charmante, draufgängerische Arzt; er nimmt ihn mit nach Kopenhagen. Hier avanciert Struensee schnell, und meteorgleich macht er Karriere in der Stadt, die immer stolz darauf war, als das Paris des Nordens angesprochen zu werden. Er wird königlicher Vorleser und Privatsekretär der jungen Königin Karoline Mathilde, einer Tochter Georgs II. von England, und bald darauf erster Minister, Graf und unumschränkter Diktator, befreit Bauern und Presse, senkt die Steuern, treibt die Hofschmarotzer zu Paaren und führt Neuerungen auf allen Gebieten ein. Kastlos und unermüdlich schafft er fürs Volk und — für sich. Seine Eitelkeit und Schrankenlosigkeit bringen seine Gegner auf den Plan. Die Geburten einer Prinzessin — an der Vaterchaft Struensees ist nicht zu zweifeln — kommt hinzu. Die Aristokratie des Landes, mit der Königinmutter Juliane an der Spitze, inszeniert einen Aufstand. Struensee wird verhaftet, abgeurteilt und hingerichtet. Auf dem Block endet seine schnelle, kurze Laufbahn.

Dieser historische Stoff, von dem Friedrich Hebbel sagt: „Niemand ist auf dem Welttheater eine furchtbarere Tragödie aufgeführt worden, wie diejenige, die den Namen des Grafen Johann Friedrich von Struensee trägt“, ist wiederholt für das Theater nutzbar gemacht worden, so von Ernst Bornsheim (1793), von Michael Beer (1829), von Heinrich Laube (1847), von Karl Morell (1860) und jüngst von Otto Erler (1916) in seiner Liebestragödie „Struensee“ mit dem auf die junge Königin bezogenen Untertitel „Der Engel von Engelland“.

Eberhard Wolfgang Möller, der junge nationalsozialistische Dichter, nimmt diese Materie von einer anderen Seite, er überhöht sie und setzt sie in enge Beziehung zu den Staatsanschauungen unserer Zeit. Sein Schauspiel wird zu einer politischen Tragödie, in der die Idee des Staates über allem steht. An dem überpersönlichen Recht des Staates, das ebenso stark ist wie die heimende Macht des Blutes, scheitert der Staatsmann Struensee, der nur ein Politiker war, der sich in die Idee der Macht des Staates verliebt hatte. „Der Staat ist aber stets im Recht, und niemand darf ihn je ins Unrecht setzen.“ Struensee, der Menschenarzt, verliert sein Spiel als Staatsarzt, denn er ist nur ein tyrannischer Volksbeglucker, der allerdings — und das ist kein geringes, zumal er ein Deutscher ist — einen erfrischenden Wind durch das morsche Gebälk des dänischen Staates bläst, in dem nicht etwas, sondern alles faul ist. Möllers Struensee will darüber hinaus verdeutlichen, daß — wie der Dichter selbst sagt — „die in langem Behauptungskampf ermüdete nordische Führerschaft jener Tage sich irrte, wenn sie sich für einen verlorbenen Haufen hielt“. Nein, es gab noch Männer und Führernaturen in diesen Jahren morbider Dekadenz zu Ende des 18. Jahrhunderts. Sie scheiterten als typische Menschen des Barocks, weil an ihnen manches zu groß war.

Diesem Gehalt seines Schauspiels, bei dem das Staatspolitische vorherrscht, ohne dabei das Persönlich-Private ganz außer acht zu lassen, gibt Möller in zehn Bildern eine Gestalt, die in der Szenen- und Dialoggestaltung so voll fluidum und Atmosphäre ist, daß dieser Vorzug schon den „Sturz des Ministers“ in die erste Reihe der Bühnenwerke unserer Zeit stellt. Struensees „Beruf ist es, die Welt zu verwandeln“. Ebenso wandelbar sind die zehn Bilder mit ihrem spukhaften Treiben in diffusem Kokoko, jenem düster-dämmrigen Verfall eines kahlen Barocks. Fast filmisch leuchtet das gespenstische Auf und Ab all der widerspruchsvollen Kräfte und Gegenkräfte auf: Brandt: Leugnen Sie, daß es in diesem Bau Gespenster gibt? Haben Sie nie das Klopfen in den Dielen gehört, nachts, wenn man aufwacht, zu bestimmten Zeiten klopfen und das Gepfeife in den Wänden, das

sich von Viertelstunde zu Viertelstunde Signale gibt? Versuchen Sie doch einen festen Schritt auf diesen Böden, ohne durchzutreten. Schwamm, alles Schwamm. Struensee: Verbrauchte Luft. Man muß eben alle hundert Jahre einmal die Fenster öffnen! Einzelszenen treten bestimmend hervor und werden zum Träger des Ganzen. Das hilflose Geplär des umnachteten Königs wird abgelöst von staatspolitischen Diskussionen zwischen dem alten und dem neuen Staatsmann, zwischen Bernstorff und Struensee, dessen Persönlichkeit immer neue Kräfte aufgibt. Aus nebelhaftem Halbdunkel treten die mädchenhaft liebreizende Königin, die machtgierige Königinmutter und die bleichen Untergangerscheitungen der weiblichen Hoffdianzen hervor. Zu dieser Zwiellicht-Atmosphäre, die all das Doppelsinnige und hintergründige der Menschen und Dinge, ihr Werden und Vergehen den sehen läßt, der zu sehen weiß, kommt Möllers Können in der Dialogführung,

die hier eine nicht geringe Steigerung seiner formalen Fähigkeiten zeigt: Eine Verknappung des Stoffes, die überall verdichtet und auf das Thema konzentriert und eine Statik der Wortführung, die unmittelbar wirkt. Mehr als jedes andere Werk rechtfertigt daher „Der Sturz des Ministers“ Dr. Goebbels Worte über den Dichter: hier ist eine künstlerische Gestaltungskraft ganz eigenen Wertes und ganz neuer Form am Werke.

für den Regisseur und Bühnenbildner ist es nun die Aufgabe, das anspruchsvolle Werk nach Inhalt und Form im Sinne des Autors auf die Bretter zu bannen, das allgemein Öffentliche, das heißt Politische in den Vordergrund und das Private, das heißt Persönliche hintanzusetzen und darüber hinaus jene im Zwiellicht nordischer Einsamkeit dämmernde Stimmung einzufangen und ihr Gestalt zu geben.  
Dr. E r i c h D o e r t h.

SCHAUSPIELHAUS BRESLAU + E. W. MÖLLER: DER STURZ DES MINISTERS  
1. AKT 1. BILD: AN DER LANDSTRASSE NACH KOPENHAGEN  
BÜHNENBILDENTWURF: HEINZ HOFFMANN



## FILM

Wochen scheint es erst her zu sein, daß wir mit brennendem Herzen die Heimkehr der Ostmark ins Reich miterlebten. Viele hunderte Kilometer weit von unserer Heimat entfernt marschierten die deutschen Truppen durch ein jubelndes Land, und wir konnten nicht dabei sein. Wir hörten im Rundfunk das freudige Brausen der Stimmen und den ehernen Marschtritt der Kolonnen. Und die Sehnsucht, Augenzeuge dieser großen Tage zu sein, wurde stärker als je. Der Film hat dann das Sehnen der Millionen, die damals überall im deutschen Reich froheren Herzens als sonst zur Arbeit gingen, erfüllt. Wir erlebten in der Wochenschau wenige Tage danach noch einmal jene Stunden des stolzen Glücks, als die Grenzen fielen und Volk zu Volk fand. Wir waren nicht dabei, aber wir haben es miterlebt. Und heute sind wir zum zweiten Male in diesem Jahre Zeuge, wie die alten Grenzen zerschlagen werden, damit das Sehnen eines gemarterten Volkes seine Erfüllung finden kann. Und in diesem Augenblick fällt uns ein Bild aus einer Wochenschau vom diesjährigen Reichsparteitag in Nürnberg ein: da stehen die Männer des Reichsarbeitsdienstes vor dem Führer aufmarschiert, ein riesiges Meer, und aus ihrer Mitte klingt derkehrreim des Liedes:

„Grenzen und Mauern, von Menschen erdacht,  
können das Reich nicht zerstören.  
Blut ist stärker als feindliche Macht,  
und was deutsch sein will, muß Deutschland gehören!“

Diese Heimkehr der Sudetendeutschen ins Reich geht manchem von uns sehr, sehr nahe, denn es sind die Grenzen unserer schlesischen Heimat, die wir weiter nach Süden tragen. Und mancher von uns hat einen nahen Verwandten, einen Freund oder einen lieben Bekannten unter den Deutschen im Sudetenland, um den wir in den Tagen der Not gebangt haben. Und wir möchten dieses Land, das wir ebenso lieben wie unsere Heimat und das wir nur aus den Zeiten der Knechtschaft kennen, jetzt sehen, wie wollten unter den Tausenden sein, die dem Führer zujubelten, und wir hätten so gern mit den fröhlichen Spalier gebildet, als die deutsche Wehrmacht über die alte Grenze marschierte, aber wir durften nicht mit hinüber.

So ist uns auch diesmal wieder die Wochenschau zur Trösterin geworden, die mit der Wagenkolonne des Führers durch den befreiten Sudetengau zog, die uns dieses Land im Taumel des Glücks zeigte und uns doch auch die Not nicht verschwieg, die nach 20 Jahren der Knechtschaft zurückgeblieben war. Stärker als wenn wir es selbst gesehen hätten erlebten wir nun, auf wenige Minuten zusammengedrängt, den Aufbruch eines Volkes, dem der Führer die Freiheit wiedergegeben hat. Die Wochenschau ist in diesen Tagen das große filmische Ereignis, vor dem manch guter Spitzenfilm verblaßt.

Aus der Vielzahl guter und durchschnittlicher Filme, die die letzten Herbstwochen brachten, soll heut nur einer herausgegriffen werden: Der Film

### „Heimat“

nach dem gleichnamigen Bühnenstück Sudermanns. Nach „Ehre“, nach halbes „Jugend“ ist nun auch Sudermanns „Heimat“ verfilmt worden, und damit ist wieder einer jener immer von neuem

packenden und doch fast vergessenen Stoffe aufgegriffen worden, der vor ein paar Jahrzehnten die Gemüter erhitze und einen Widerstreit der Meinungen heraufbeschworen hatte. Wir fragen uns heute oft, wie es möglich war, daß manche Dinge, die vielleicht problematisch, aber kein Problem sind, in früherer Zeit Freunde zu Feinden machen konnten. Und auch bei diesem Stoff erscheint uns die Frage angebracht, wenn man an die langen erregten Diskussionen denkt, die er früher auslöste.

Es geht auch hier um die Einstellung zu dem Begriff der Ehre oder, besser gesagt, um die Frage der inneren Wahhaftigkeit: Eines Tages kommt die weltbekannte Sängerin Maddalena dall'Orto, die vor 12 Jahren als Magda von Schwarze heimlich aus dem strengen, in Vorurteilen befangenen Elternhaus entflohen ist, in ihren Heimatort zurück. Aber wie man sich von der Vergangenheit nie lösen kann, so trägt auch sie eine Schuld mit sich herum. Es ist jenes Erlebnis mit dem Bankier von Keller, dem sie sich in einer Stunde scheinbaren Glücks gab und der nun hier in ihrer Heimat wieder in ihr Leben treten will, nachdem er ihr damals die Heimat genommen hatte. Der alte Oberst a. D. von Schwarze, eingeengt in engumrissene Begriffe von Ehre und Konvention, will die Vergangenheit seiner wiedergefundenen Tochter durch eine Formalität auslöchen: sie soll den Bankier von Keller heiraten. Sie aber ist sich klar bewußt, daß sie ihr neues Leben nicht mit einer zweiten Lüge beginnen kann an der Seite eines Mannes, den sie verachtet. So stehen sich in dem Obersten und seiner Tochter falsch verstandener Ehrbegriff und Wille zur Wahhaftigkeit mit allen seinen daraus erwachsenden Folgen gegenüber. Es bleibt kein Zweifel, wo der größere Wert ist. Und so siegt auch hier das Leben über die starre Formel der Tradition, und im großen Aufschwung der Herzen klingt dieser Film aus.

H e l m u t W a g n e r.

## SCHRIFTTUM

**Dr. Christian Sigl: Quellen und Dokumente.** Ein Tatsachenbericht über die Lage im sudetendeutschen Gebiet. Verlag Wilhelm Braumüller, Wien-Leipzig, 1938.

In diesem Band sprechen nur Tatsachen, eine trockene Sammlung von Dokumenten und Zahlen zum Leser.

Jene hemmenden Kräfte, gegen die sich jede vernünftige und erträgliche Gestaltung der großen Fragen der tschecho-slowakischen Innenpolitik durchsetzen mußte, werden von dem Verfasser ins rechte Licht gesetzt. Drei Dinge sind es gewesen, die immer wieder in den vergangenen Monaten einer friedlichen Lösung der sudetendeutschen Frage entgegenstrebten: Die unuerföhlliche, deutschfeindliche Haltung der tschechischen Presse, die dadurch künstlich aufgepeitschte Kampfstimmung des tschechischen Mobs und dessen unerhörte Übergriffe und Gewalttaten sowie die Furcht der tschechischen „Staatsmänner“, dem eigenen Volk die Wahrheit zu sagen, ihm reinen Wein einzuschenken und die eigene Hegepresse zur Ordnung zu rufen. Höfliche Phrasen dem freundlich gesinnten Ausland gegenüber, im Innern aber stillschweigende Duldung eines ungeheuren Terrors gegen friedliche



**Meister für passende Oberhemden**  
 Breslau, Straße der SA. 12 (Haus Huthmacher)  
 Herrenausstatter - Meisterbetrieb

Menschen, das war das doppelte Gesicht Prags. Der Verfasser reißt den heuchlerischen tschechischen Verhandlungspartnern die Maske vom Gesicht und enthüllt sie als das, was sie sind: unverföhnlische Feinde des Deutschtums und Handlanger des Bolschewismus.

Der Tatsachenbericht schließt mit dem 12. Juni 1938, der dritten Gemeindevwahl in der Tschecho-Slowakei, behandelt also noch nicht die Ereignisse der allerjüngsten Zeit. Es wäre wünschenswert, wenn der Verfasser die Quellen und Dokumente tschechischen Hasses bis zur glücklichen Lösung der sudetendeutschen Frage zu einem abschließenden Tatsachenbericht verarbeiten würde, als wahrheitsgetreue Darstellung des Kampfsverlaufes des Sudetendeutschtums im Kampfe um sein Recht.

**Krebs-Joblmann: Sudetendeutschland marschiert.** Verlag Dr. Friedrich Osmer, Berlin.

Jahrhundertlang wurde im böhmischen Raum ein wechselvoller Kampf zwischen Deutschen und Tschechen geführt. In schwersten Stunden hat das sudetendeutsche Volkstum mit aller Entschlossenheit zum Ausdruck gebracht, daß es sich als Teil des großen deutschen Mutterlandes fühlt, daß es heim will ins Reich und daß es den Kampf um sein Recht unbeirrt zu Ende führen wird. Gauleiter Hans Krebs und sein Mitarbeiter Bannführer Siegfried Joblmann haben in ihrem Werk authentisches Material und unwiderlegbare Bilddokumente zusammengetragen, die von der deutschen Kultur des sudetendeutschen Raumes Zeugnis ablegen, die von seinen Menschen und ihrer Arbeit sprechen und die schließlich besser als lange Abhandlungen von dem durch nichts zu erschütternden Willen der Sudetendeutschen künden, ihrem Volke die Treue zu halten. Abbildungen von Kampfschriften und Zeitungen des Sudetendeutschtums, von Terrorakten und Aufmärschen vervollständigen das reichhaltige Material. Ein Bild einer baumbestandenen Straße im Erzgebirge, über die der Sturm hinwegbraust. „So wie die Bäume an dieser Straße fest verwurzelt sind in ihrem Boden und jedem Sturm trocken“, so heißt es in der Bildunterschrift, „so stehen auch die Menschen fest auf ihrer Heimat Erde, die in grauer Vorzeit von ihren Vätern urbar gemacht wurde“.

Gauleiter Hans Krebs, einst der deutsch-böhmische Landesleiter der Partei, hat im Kampfe des Sudetendeutschtums um sein Recht an erster Stelle gestanden. Aus seinem Buche spricht aus

jeder Zeile, aus jedem Bilde die unerhörte Entschlossenheit und der Kampfgeist Sudetendeutschlands, das nun endlich nach zwanzigjähriger Knechtschaft in den Schoß und den Schutz des Reiches zurückgekehrt ist.

**Das Handbuch der Deutschen Volkskunde fertiggestellt**

Als vor einigen Jahren die Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion ein „Handbuch der Deutschen Volkskunde“ ankündigte, wurde damit ein Werk in Angriff genommen, das als erste zusammenfassende Übersicht dieser lebensnahen und volksverbundenen Wissenschaft besondere Beachtung und Anteilnahme beanspruchte. Jetzt liegt das lieferungsweise erschienene Werk in drei stattlichen Quartbänden vor und stellt mit der erstaunlichen Fülle seiner Abhandlungen und Bilder ein stolzes, schönes, wertvolles und längst schon notwendig gewordenes Denkmal der Volkskunde-Wissenschaft dar. In zwei großen Abteilungen: „Einführung in die deutsche Volkskunde“ und „Lebensäußerungen des deutschen Volkstums“ wird der gewaltige, vielseitige Stoff an den Leser herangetragen und — um es vorweg zu nehmen — so überzeugend gemeistert, daß sich die zahlreichen, von hervorragenden Fachgelehrten verfaßten Einzelbeiträge ebenso durch lebensvolle Anschaulichkeit wie durch einleuchtende Systematik zu einem umfassenden Bild von der Mannigfaltigkeit, Schönheit, der kraftvollen Tiefe und Bodenständigkeit des deutschen Volkslebens zusammenfügen.

**Karl Dietz: Verrat an Europa.** Ein Rotbuch über die Bolschewisierung der Tschecho-Slowakei. 1.—100. Tausend. Nibelungen-Verlag, Berlin und Leipzig.

Obwohl die Ereignisse der jüngsten Zeit dem angestrebten Ziel der tschechischen Politik, der Vernichtung Deutschlands, ein jähes Ende bereitet haben, ist dennoch für jeden politisch denkenden Menschen ein Studium des von dem Verfasser zusammengetragenen, einwandfreien Materials unerlässlich, wenn er die Zusammenhänge verstehen will, die zu jenem ständigen Gefahrenherd im Herzen Europas geführt haben, der die Welt um ein Haar wieder in einen blutigen Krieg gestürzt hätte.

In diesem Rotbuch werden alle jene dunklen Kräfte mit schonungsloser Deutlichkeit aufgezeigt, die seit jeher am Werke waren, um asiatisch-bolschewistische Propaganda nach Mitteleuropa hineinzutragen. Die politischen Vorgänge der letzten

*Wer seinen Freunden Bücher schenkt, zeigt, daß er hoch von ihnen denkt*

**Neue Bücher, die wir empfehlen**

- Blunck: Walter von Plettenberg . . . Lwd. 5.80 RM
- Fuller: Der erste der Völkerbundskriege Lwd. 8.50 RM
- Kolbenheyer: Das gottgelobte Herz . Lwd. 7.50 RM
- Seppänen: Markku und sein Geschlecht Lwd. 7.50 RM

- Tügel: Der Brook . . . . . Pappband 2.80 RM
  - Wehner: Struensee . . . . . Lwd. 6.50 RM
  - Zillich: Der Weizenstrauß . . . . . Lwd. 5.50 RM
- Wir haben auch viele neue Jugendschriften und Bilderbücher

RING 58 PRIEBATSCHS BUCHHÄNDLUNG RING 58

**Tanzschule**

**Frau Else Gebel**

jetzt Breslau, Museumplatz 5

Anmeldung zu allen  
Kursen ab 1. Novbr.  
werktags 16—18 Uhr

**Privatschule** für Kurzschrift und Maschinenschreiben

**Ella Hildebrandt**

Alle Taschenstraße 10/11 / Fernsprecher 213 05

# PHOTO-SPORT verschönkt das WANDERN



*Sie brauchen nur zu knipsen  
alles andere besorgt die  
Photohandlung  
FISCHER & COMP.  
Breslau Alte Taschenstr. 25*

Des Schlesiens Wochenendblatt ist und bleibt die

*Schlesische  
Domingpost*

die große illustrierte parteiamtliche Wochenzeitung  
Ostdeutschlands

Sie gehört in jede nationalsozialistische Familie

Wochen und Monate haben allen Einsichtigen die Augen darüber geöffnet, welches gefährliche Spiel die Machthaber in Prag gespielt haben. Die Herren Benesch und Genossen mit ihren jüdisch-bolschewistischen und freimaurerischen Helfershelfern in aller Welt haben ihr Spiel dank der Entschlossenheit des deutschen Volkes und seines Führers verloren. Wir müssen jedoch wachsam bleiben. Deshalb ist es gut, wenn wir die Drahtzieher jenseits der Grenze kennenlernen und ihre dunklen Pläne genau studieren. Hierfür ist das Rotbuch der Antikomintern der beste Helfer.

Herbert Lindner.

**Hans Pirchegger Geschichte und Kulturleben Deutschösterreichs von 1792 bis zum Weltkrieg.** VIII, 346 S. 1937. W. Braumüller-Verlag, Wien-Leipzig

„Als Lesebuch für den Geschichtsfreund und als Lernbuch für Studierende“ ist dieses Werk als Abschlußband der von R. Kaindl 1928 unternommenen Neubearbeitung von F. M. Mayers „Geschichte Österreichs“ erschienen. Es schildert die Entwicklung Österreichs in den beiden großen Abschnitten 1792—1848 und 1848—1918, ihre allgemeinpolitische und außenpolitische und die innenpolitische Seite (Verfassung und Verwaltung, Wirtschaft, materielle und geistige Kultur, Erziehung der Völker) werden gesondert nacheinander betrachtet. Ich halte die Darlegungen über die inneren Verhältnisse für wertvoller; sie bieten eine Fülle von Material dar und vermögen, flüssig erzählt, im Altreich viel zum besseren Verständnis dieser vergangenen österreichischen Zeiten beizutragen. Der hervorragende Anteil, den Österreichisch und Preussisch-Schlesien an den Kulturleistungen des Habsburger-Staates haben, tritt dabei übrigens nachdrücklich hervor. Die Darstellung der großen politischen Zusammenhänge und Ereignisse gelingt dem Verfasser nicht in dem gleichen Maße. Vor einer wirklichen gesamtdeutschen Wertung wird das Bild, das sich Pirchegger von der Bedeutung von 1813 (S. 35), dem Junkerstaat Preußen und Bismarck als dem „Urbild des preussischen Junkers“ (S. 180) macht, nicht bestehen. Der Vergleich der Friedensschlüsse von 1815 und 1919 auf Seite 54 aber ist ausgesprochen tödlich!

**Österreich-Deutsche Schriften (jetzt: Ostmark-Schriften)** des Verlages Eugen Diederichs, Jena. 1937/38. Herausgegeben von Hermann Ullmann.

1. Felix Kraus . . . Der Deutsche im Alpenraum. 44 Seiten.
2. Karl Giannoni . . Das Erbe in Denkmal und Landschaft. 46 Seiten und 8 Bildtafeln. 1,20 RM.
3. Bruno Brehm . . Wien, die Grenzstadt im deutschen Osten. 48 Seiten.
4. Wilhelm Deutsch . Der Weg zum Großdeutschen Reich. Bilder aus gesamtdeutscher Geschichte. 46 Seiten.
5. H. v. Srbik . . . Die Schicksalsstunde des alten Reiches. Österreichs Weg 1804—1806. 58 Seiten.
6. Carl v. Bardolff . Deutsch-österreichisches Soldatentum im Weltkrieg. 42 Seiten.
7. Gerhard Neumann Saint-Germain. 40 Seiten.

Alle Hefte (mit Ausnahme von Nr. 2) kartoniert 0,90 RM.

Der Plan zu diesen schönen Heften ist vor dem März 1938 entstanden und die meisten von ihnen sind noch vor dem Anschluß erschienen, der ihrer großdeutschen Grundrichtung die Erfüllung brachte. Sie wollen von verschiedenen Lebensgebieten aus das Verständnis für die Werte und Leistungen und das Schicksal Deutschösterreichs und die Entwicklung und Lebensart des Ostmarkdeutschen verbreiten und vertiefen helfen. Kraus gelingt das mit einer knappen Siedlungsgeschichte und Beschreibung der alpenländischen Volkskultur; Giannoni weitet dieses Bild in einer sehr feinsinnigen Betrachtung des landschaftlichen und künstlerischen Besitzes und der zu dessen Wahrung unternommenen Vorkehrungen. Mit den kräftigen Sätzen seiner lebensvollen Sprache stellt Brehm die Grenzstadt Wien daneben, ohne roman-

Schlesische Jade  
Schlesischer Nephrit  
Gleiwitzer Kunstguß

Juweller  
**Heinr. Gumpert**  
Gartenstr. 65 (neben Capitol)  
Ruf 395 55

Gold- und Silberwaren  
Edelschmuck  
aus eigener Werkstatt

tischen Flitter, sondern an dem gemessen, was sie mit ihrer einzigartigen Lage in allen normalen Zeiten bedeutet hat. Deutsch hebt die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen der alten Ostmark und dem späteren Österreich mit den übrigen deutschen Stämmen und Staaten hervor, sein Lehrer Sebik, der unermüdllich für diese gesamtdeutsche Betrachtung eintritt, prüft ihre Tragfähigkeit für die schicksalvollen Jahre, in denen aus dem untergehenden alten deutschen Reich der moderne österreichische Kaiserstaat hervorstößt. Über den ganz überwiegend deutschen Charakter, von dessen Armeen und deren hervorragende Leistungen handelt Bardolffs, durch zahlreiche persönliche Erfahrungen bereicherte Schrift, über den im einzelnen weithin unbekanntem Schandvertrag von Saint-Germain die klare Übersicht von Gerhard Neumann.

**M. Ch. Theusner: Der Schönhengstgau.** Veröffentlichung des Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten in München. Nr. 16. 122 Seiten. Verlag Max Schick, München. 1937.

Die Schrift hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck. Über die Wichtigkeit des Gegenstandes ist kein Wort zu verlieren. Der Schönhengstgau war mit rund 130 000 Bewohnern und 1200 qkm die größte deutsche Volksinsel Mitteleuropas, er liegt rund 20 km südlich der Grafschaft Glatz und war vom geschlossenen Volksgebiet nur durch einen tschechischen Korridor von Stellenweise 1 bis 1½ km Breite getrennt. Über diesen Korridor werden wir in der vorliegenden Arbeit leider nicht unterrichtet. Die Hinweis, daß er den gewaltsamen Vorstößen der Hussitenzeit zu danken sei — der Schönhengstgau also mit dem Grafschafter und Altvater-Deutschum zusammengehangen habe —, bewegen sich in dem sehr allgemeinen und dürftigen Rahmen des bisher Bekannten. Vielleicht haben hier auch Schwierigkeiten mitgesprochen, denen der Verfasser als reichsdeutscher Ausländer in diesem Grenzgebiet begegnete. Die Schrift gliedert sich in drei Teile: Überblick (Namen, Lage, Grenze, Zahlen), natürliche Grundlage (Aufbau, Oberflächengestaltung, Klima, Wasserhaushalt, Gewässer, Pflanzen), Volkstum (Besiedlungsgeschichte, Gegenwartsbild vor allem nach bevölkerungs-, wirtschafts- und verkehrsstatistischen Gesichtspunkten). Diese Abschnitte enthalten im einzelnen viel Material zur Erkenntnis dieses bedeutenden Volksgebietes, wobei die siedlungsgeschichtlichen Darlegungen an der sehr unentschiedenen Haltung des Verfassers gegenüber der Bretholz'schen These krankt, was wieder zu Fehlschlüssen, wie Seite 44 in bezug auf das Waldhufendorf führt.

Ernst Birke.

**Heinz Pohlendt: Die Landeshuter Paßlandschaften.** Veröffentlichungen der Schles. Gesellschaft für Erdkunde E. V. und des Geograph. Instituts der Universität Breslau. H. 25. Verlag Priebe'sches Buchhandlung 1938. Mit 12 Textfiguren, 4 Karten-, 8 Bildtafeln und 4 Tabellen. VIII und 132 S.

Die Landeshuter Paßlandschaften gehören den Mitteljudeten an. Im Gegensatz zum Waldenburger Bergbauegebiet sind sie agrarisch und textilindustriell beeinflusst. Im ersten Teil gibt P. einen Überblick über die natürlichen Landschaften, im zweiten verfolgt er die Entwicklung der Siedlungen. Diesem schließt sich eine Darlegung der Bevölkerung und Wirtschaft an. Der vierte Teil bringt einen Versuch, die dörfliche Hauslandschaft mit wissenschaftlichen Mitteln zu erfassen. Das Schwergewicht der Arbeit liegt in der genauen Erforschung der gutsherrschaftlichen Siedlungszeit. In der engen Verknüpfung der Volksvermehrung mit den Veränderungen im Siedlungsbild

kann der Verfasser Neues und Wegweisendes bieten. Das bäuerliche Dorfbild des Mittelalters wird vom 16. Jh. an durch Kleingärtner- und Häuslerstellen umgewandelt: Waldhufendörfer werden ausgebaut, Gärtner- und Häuslerdörfer gegründet. Eingeleitet wurde dieser Vorgang durch die Entwicklung der Handweberei auf dem Land. Der Höhepunkt dieser gewerblichen Siedlungstätigkeit lag zwischen 1680 und 1735. Durch Auswertung von Flurkarten, Hypothekenbüchern, Stiftsubarien und Schöffenbüchern kann P. sogar in einzelnen Dörfern die jüngeren Ausbauten von den älteren Anlagen von Haus zu Haus trennen, so daß jeder Bauer und Arbeiter, der seine Landeshuter Heimat liebt, einmal zu dieser Arbeit greifen kann. Trotz ihrer wissenschaftlichen Anlage ist sie doch in ihren Beispielen und Einzelbetrachtungen ein Heimatbuch.

Herbert Schlenker.

**Deutsche Frau und deutsche Not im Weltkrieg.** Zusammengestellt und bearbeitet von Margareta Schicksdanz. VIII, 152 Seiten. Groß-Oktav. Kart. 3,40 RM., in Ganzleinen geb. 4,80 RM. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1938.

Die Notzeit des Weltkrieges rief ein ganzes Heer von Frauen auf, um die Heimat in zähem Willen und unermüdlischer Arbeit zu verteidigen. Ihre Waffen waren Pflug und Sense, ihre Schützengräben die Waffen- und Munitionsfabriken, ihre vorgeschobenen Posten die Frauen, die gleich hinter der kämpfenden Truppe Dienst taten. Dem Vernichtungswillen des Feindes setzten sie ihre Standhaftigkeit entgegen, in der Heimat gegen die Hungerperre und in der Kriegsarbeit, hinter der kämpfenden Front in der Schwesternhilfe und in der Etappenarbeit. Der Krieg in der Heimat / Schwesternhilfe / Frauen in der Kriegsarbeit, diese drei Hauptabschnitte umreißen das, was die deutsche Frau gelitten und geleistet hat. Die Verfasserin gibt aus ihrem tiefinneren, warmherzigen Miterleben Einblicke in jeden Bereich der Frauenarbeit während des Weltkrieges und bringt dazu erschütternde Erlebnisberichte. Die Schwester, die Arbeiterin, die Studentin, die Fürsorgerin, jeder der half, kommt selbst zu Worte. Sie alle lassen nur die Tatsachen in ihrem Ernst und ihrer Unerbittlichkeit sprechen. Diejenigen, die jene Zeit mit vollem Bewußtsein miterlebten, werden beim Lesen dieser Berichte in Erinnerung des großen Erlebens im Innersten aufgewühlt sein, in der Jugend werden sie Ehrfurcht und Bewunderung erwecken, und das Buch wird seinen Sinn erfüllen, wenn es sie selbst zu leichter Hingabe an vaterländische Hochziele mitreißt. Das Buch wird nicht nur von der deutschen Frau mit tiefster Bewegung gelesen werden; es wird auch allen denen helfen, die viel erzählen müssen: Müttern, Erzieherinnen, Schulungsleiterinnen, Führerinnen der Organisationen. „Wir glauben an den Frieden, aber wir wissen um den Krieg. Nur dann haben wir das Recht, von einem ewigen Deutschland zu sprechen.“

**Maria Walewska, ein Roman um Napoleons große Liebe.**  
Frankh'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart.

In Polen, zurückgezogen auf dem einsamen Schloß von Walewice, lebte die junge Gräfin Maria Walewska an der Seite ihres greisen Gatten, des Grafen Nastafius Colonna Walewski. Da — tritt das Neue in dieses Einsiedlerdasein. Der polnische Freiheitskämpfer, Joseph Poniatowski, gibt in Warschau zu Ehren des französischen Kaisers Napoleon ein Fest. Walewski und seine Gattin folgen ebenfalls der Einladung. Napoleon sieht sie — sie wird seine Geliebte, sie folgt ihm nach Frankreich und wird die

# Für Herbst und Winter

finden Sie  
wärmende Kleidung für Damen u. Herren  
Kostüme und Mäntel, Ostmark-Kleider  
Anzüge, Ulster und Mäntel, Sportanzüge  
in nur guten Qualitäten bei

**William Kramer**  
Breslau, Schweidnitzer Str. 38/40

Frau in seinem Leben, die ihn wirklich und wahrhaft geliebt hat. Octave Aubry, längst als Biograph des französischen Kaisers bekannt, hat diese Liebesgeschichte in Form eines Romans veröffentlicht.

Der Verfasser hat sich mit liebevoller Intensität in den historischen Stoff versenkt. Es ist ihm geglückt, ein interessantes Zeitbild zu schaffen, in dessen Rahmen die geschichtlichen Ereignisse von 1807 bis 1813, wohl zarter gemalt und duftiger getönt als in den üblichen Geschichtsdarstellungen, zur Geltung kommen. Dadurch, daß der Diktator Europas in ein privates Licht gedreht wird und die intimen Beziehungen zu jener jungen Polin das Thema bedeuten, muß notwendigerweise die Härte des Geschehens sich von selbst mildern. Bewundernswert ist die Delikatesse in der Gestaltung rein menschlicher Beziehungen, die hier durch eine wahrhaft herzengütige Gesinnung zu kameradschaftlicher Haltung geläutert werden, wenn sie auch einer dogmatischen Moralistik bestimmt zuwiderlaufen. Die Frau, die für die Freiheit ihres polnischen Volkes kämpft, und Napoleon mit selbstloser Hingabe liebt, der Korse, bisweilen zwischen Pflicht und Neigung suchend, der um die Zukunft seiner Idee bangt, Josephine Beauharnais, die gealterte Gattin, die sich an Titel und Position des Kaisers verzweifelt klammert und Fouché, der Polizeiminister, dessen raffiniertes Intrigenspiel in seinen letzten Fäden eindeutig aufgedeckt wird — diese Menschen leben vor uns in plastischer Darstellung.  
Dr. Ma i.

Den Beitrag „Gottstein und sein Himmelreich“ entnahmen wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages Eugen Dieblich, Jena, dem ausgezeichneten gleichnamigen Buch des großen schlesischen Dichters.

Dier Neuererscheinungen bringt der Theaterverlag Langen/Müller, Berlin, die in Kürze besprochen werden sollen.

## „Die Stiefel von Büffelleber“

Dieses Spiel von Margarethe Cordes wird den Jungens gefallen. Da ist immer was los. Es wird gesungen, ‚geschmickt‘ und gelacht — und dabei der Beweis erbracht, daß ein ganzer Kerl siegt über Not, Gefahr, Katzenbuckler und Räuber. Soldat Peter bekommt seinen Lohn als Lebensretter des Königs, wird General und setzt sich mit seinen Soldaten begeistert für sein Vaterland ein.

## „Die Verdunkelung von Schilda“

Rudolf Otto Wiemer zieht hier den altbekannten Schildbürgerstreich „Wie das Licht ins Rathaus kam“ neu auf. Den größten Beifall wird in diesem Spiel der Gemeindediener haben, der als Type am besten herauszustellen ist. Alles sind Karikaturen, weshalb Übertreibungen in Spiel und Sprache am Platze sein werden. Das Stück ist in Versen geschrieben.

## „Sokrates und Kantippe“

Heinz Stegweitz beleuchtet diesmal die Ehe, und zwar die des großen Weisen, der Lanzen bricht für Kantippen! Ganz gegen den Willen und die Ansicht seiner beiden Schüler. Ein Spiel voller Humor. Nur vier Rollen — aber feine!

## „Das Mauerblümchen“

Schrieb Heinz Stegweitz als sein erstes Mädel-Spiel. Und wie gut gelang es! Von Hans Georg ist die Musik dazu, durch die das Spiel zu frohem Ablauf kommt. Alle Mädelgruppen werden dankbar und vergnügt ans Einstudieren dieses lustigen Spieles gehen.  
Marg. van der Strahs v. Hohenstraeten

## SCHLESISCHE MONATSHEFTE

MITTEILUNGSBLATT DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT, NS.-GEMEINSCHAFT „KRAFT DURCH FREUDE“

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl-Heinz Kreusel, Breslau

Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien, G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz · Druck: NS-Druckerei, Breslau 2, Flurstraße 4.

Klischees: Conrad Schönhals, Breslau

Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 1, Klosterstraße 8.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung · Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Bezugspreis: Vierteljährlich 2,25 RM. Einzelheft 0,75 RM zuzüglich 6 Rpf. Bestellgeld monatlich · Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Verlag der Monatshefte, Breslau 5, Am Sonnenplatz (Postscheckkonto Breslau 748 22, Fernsprecher 525 51 und 525 55).

Anzeigenpreis (nur Seitenteile): 1/2 Seite 100.— RM. Preisliste 6 · D. A. III. Vierteljahr 1938: 5166.

Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.